Nr. 207 — Jahrgang 13 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 9. September 1928

# Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 9. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

# Reichskanzler Müller vor dem Völkerbund

## Ernsthafte Abrüstung und ehrlicher Wille sind die Grundlagen internationaler Politik

**Genf.** Gleich zu Beginn der Freitagnachmittagsitzung ergriff Reichskanzler Müller das Wort zu seiner Rede. Wie stets bei den Reden der deutschen Delegierten in der Vollversammlung war das Haus und die Tribüne dicht besetzt. Die Versammlung folgte mit besonderer Aufmerksamkeit und Interesse den Ausführungen des Reichskanzlers. Der Reichskanzler begann mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß Dr. Stresemann diesmal nicht der Wortführer der deutschen Delegation sei. Wenn er in diesem Jahre die Auffassung des deutschen Volkes der Vollversammlung vermittle, so geschehe das

**in dem gleichen Geiste und in dem festen Willen,**

in der Organisation des Völkerbundes in offener und aufrichtiger Zusammenarbeit mit den anderen Nationen auf die Erhaltung des Weltfriedens hinzuwirken und keine anderen Gesetze für die Gestaltung der internationalen Beziehungen anzuerkennen, als

**das Gesetz der friedlichen Verständigung und des friedlichen Ausgleichs.**

Der Reichskanzler wies auf die große Bedeutung des Kellogpaktes hin und betonte, die großen Massen seien bei allen Völkern für die Achtung des Krieges. Die verantwortlichen Regierungen dürften in ihrer praktischen Politik nicht darüber im Zweifel sein, was es bdeute, wenn sich die Staaten in einem feierlichen und bindenden Vertrag für alle Zukunft verpflichten, auf den Krieg als Instrument der nationalen Politik zu verzichten. Die beste Garantie für die Wirksamkeit des Paktes sehe er darin, daß er nicht in einem willkürlichem Entschluß der Kabinette, sondern in dem heute durch die ganze Menschheit gehenden Empfinden wurzelte. Deutschland könne mit Genugtuung feststellen, daß es zu seinem Teil die Empfehlungen des Sicherheitskomitees bereits

**durch die Verträge von Locarno und das System seiner Schiedsverträge**

sowie durch die Unterzeichnung der Fakultativklausel in die Wirklichkeit umgesetzt habe. Es komme jetzt nicht nur darauf an, den Krieg gegen den Krieg vorzubereiten, sondern dem Ausbruch von Feindseligkeiten vorzubeugen.

Der Reichskanzler wandte sich sodann der **Abrüstungsfrage** zu und erklärte hierbei wörtlich: „Ich mache kein Hehl daraus, daß mich der Stand der Abrüstungsfrage mit ernster Sorge erfüllt. Wir stehen vor der unleugbaren Tatsache, daß die langen Beratungen in Genf in dieser Richtung bisher zu keinem positiven Ergebnis irgendwelcher Art geführt haben. Seit nahezu drei Jahren tagt immer wieder die vorbereitende Abrüstungskommission. Es ist dabei aber nicht gelungen, die der Kommission überwiesenen Arbeiten ernsthaft in Angriff zu nehmen, geschweige denn zu erledigen.

Es liege auf der Hand, daß ein Land wie Deutschland, das völlig entwaffnet worden sei, den bisherigen Mißerfolg der Abrüstungsdebatte besonders scharf empfinde. Ein Volk, das mit seiner völligen Entwaffnung eine Leistung ganz außerordentlicher Art vollbracht habe. Dieses Volk sehe, daß es trotzdem aus dem geringfügigsten Anlaß von gewissen Stimmen des Auslandes mit den schwersten Verdächtigungen und Vorwürfen überschüttet und wo möglich als ein Feind des Weltfriedens hingestellt werde. Gleichzeitig müsse es aber feststellen,

**daß andere Länder den Ausbau ihrer militärischen Machtmittel ungehemmt fortsetzen,**

ohne dabei einer Kritik zu begegnen. Die Entwaffnung Deutschlands dürfe nicht länger als einseitiger Akt der dem Sieger des Weltkrieges in die Hand gegebenen Gewalt darstehen. Es müsse endlich zur Erfüllung des vertraglichen Versprechens kommen,

**daß der Entwaffnung Deutschlands die allgemeine Abrüstung nachfolgen solle.**

**Der Reichskanzler beschäftigte sich sodann mit dem Minderheitsschutz des Völkerbundes**

**und betonte, er halte die Fürsorge für die Minderheiten, die dem Völkerbund durch die bestehenden Verträge anvertraut worden seien, für eine wichtige Aufgabe. Der Völkerbund könne sich hier umso freudiger der Aufgabe widmen, als sie mit dem allgemeinen Ziel der Erhaltung des Friedens der Völker in Uebereinstimmung stehe. Wenn das Minderheitenrecht von allen Beteiligten in dem Geist zur Anwendung gebracht würde, in dem es geschaffen sei, so würde das nur dazu beitragen, zwischen den einzelnen Staaten ein Bindeglied herzustellen, um die gegenseitige Verständigung der Völker zu fordern.**

Der Kanzler beschäftigte sich sodann mit dem

**Ergebnis der Weltwirtschaftskonferenz**

und betonte, daß es gerade in wirtschaftlichen Fragen zur Zeit leichter sei zur Verständigung zu gelangen, als auf anderen Gebieten. Die deutsche Regierung begrüße die erzielten Erfolge auf das Lebhafteste und werde auch in Zukunft an der weiteren Förderung dieser Bestrebungen des Völkerbundes nach besten Kräften mitarbeiten.

Zum Schluß seiner Ausführungen betonte der Reichskanzler die Notwendigkeit des Vertrauens zum Völkerbund. Wie sollten die breiten Massen, auf die es ankomme, auf den Völkerbund und die in seinem Geiste abgeschlossenen großen Friedenspakte vertrauen können, wenn sie sehen müßten, daß es bei den Regierungen selbst an dem Vertrauen in

**die Wirksamkeit dieser internationalen Beziehungen fehle?**

Der Mann aus dem Volke denke einfach und denke richtig. Er lese, daß die Regierungen sich feierlichst auf die Erhaltung des Friedens verpflichteten und er sehe andererseits, daß die Regierungen gleichwohl an ihren alten Machtstellungen festhielten und neue zu gewinnen suchten. Er lese, daß bei internationalen Verhandlungen das gegenseitige Vertrauen stets proklamiert würde und er sehe zugleich, daß in Wirklichkeit

**die Dinge beim Alten blieben**

und daß es nicht gelungen ist, die aus dem Weltkrieg herrührenden Schranken völlig zu beseitigen.

**Der Kanzler schloß mit folgenden Worten: „Es ist unmöglich, in der Politik auf beiden Wegen zugleich zu wandeln. Die Regierungen müssen es über sich gewinnen, sich für einen der Wege zu entscheiden und es kann nicht zweifelhaft sein, auf welchen die Wahl fallen muß, wenn die Menschheit und ihre Kultur glücklich fortschreiten sollen. Das ist keine leere Ideologie, es ist Realpolitik im besten Sinne des Wortes.“**

# Deutsche Wünsche in Genf

Die diesmalige Völkerbundstagung kommt nicht recht in Fluß, ja, sie hatte schon sogar einen Rednerstreik zu verzeichnen. Nichts wäre aber verfehlter, als wenn man noch jetzt Sensationen erwarten wollte. Sie sind nach dem Rededuell Zaleski—Woldemaras vorbei, der Völkerbund hat die litauisch-polnische Frage einfach vertagt, bis der Vollausschuß zu dieser Angelegenheit Stellung nehmen wird, dessen Zusammenkunft indessen der litauische Diktator geschickt hintertrieben hat, sodaß auch damit der ganze Konfliktstoff vorerst noch der Explosition wartet. Man hat schließlich Woldemaras nicht zu ernst genommen, aber auch die These des polnischen Außenministers hat nicht die Würdigung erfahren, die man polnischerseits erwartet hat. Nunmehr ist die ganze Aufmerksamkeit des Völkerbundes auf die deutsche Delegation gerichtet, die eine Reihe von Problemen aufrollen will und am Freitag damit den Anfang gemacht hat, obgleich es bisher über die erste Unterhaltung zwischen Briand und Müller nicht gekommen ist.

Nun hat in der Freitagsitzung der deutsche Reichskanzler das Wort ergriffen, um Deutschlands Wünsche vorzutragen. Nachdem die Leitung von Stresemann auf Müller-Franken übergegangen ist, hatte man doch Bedenken, ob der Reichskanzler auch die Aufmerksamkeit finden wird, die sich inzwischen Stresemann in Genf zu erobern verstand. Man muß zur großen Befriedigung sagen, daß der Reichskanzler nicht nur das Ohr des Völkerbundes hatte, sondern mit seiner Einführung sogar die Sympathien der Völkerbundsvertreter erwarb und zwar durch die weise Mäßigung, die er seiner Rede verlieh. Besonders stark war der Eindruck seiner Rede, wo der Reichskanzler von der Abrüstung sprach und hier den ehrlichen Willen zum Ausdruck brachte, daß es nicht angehe, nur von diesen Fragen zu sprechen, sondern daß man sie ernsthaft auch durchzuführen versuchen muß. Der reiche Beifall, den man den Ausführungen des Reichskanzlers gezollt hat, ist wohl ein Beweis dafür, wie besonders die kleinen Völker nach Lösung dieser Abrüstungsfrage streben, während die Großmächte sie nach wie vor nur dilatorisch zu behandeln wünschen. Von der Unterzeichnung des Kelloggpaktes ausgehend, schilderte der Reichskanzler den Weg der deutschen Friedenspolitik und bezeichnete Locarno nach wie vor als den Wendepunkt, von wo aus die deutsche Politik zur Befriedigung Europas beitrage. Es ist nicht Deutschlands Schuld, wenn man in dieser Zeit nicht weiter gekommen ist. Aus diesem Grunde hat auch der Reichskanzler nichts von der Räumungsfrage erwähnt, da diese ja ein Akt besonderer Verhandlungen ist; daß er aber zu verstehen gab, daß es für Deutschland Fragen gibt, die nicht immer wieder verschoben werden dürfen, kam klar zum Ausdruck. Deutschland hat seine Verpflichtungen bis an die Grenze des Möglichen erfüllt und erwartet nun, daß man auch seinen berechtigten Wünschen entgegenkommt. Deutschland will nicht nur den Frieden für sich, um seinen Aufbau durchzuführen, sondern es wünscht im Interesse der Völker den allgemeinen Weltfrieden, der nur durch eine vollständige Abrüstung erzielt werden kann.

Den Minderheitsfragen wendete der Reichskanzler sein besonderes Augenmerk zu und verwies auf die Ausführungen, die der holländische Vertreter zu dieser Frage gemacht hat und erwähnte auch die Kritik, die an der Völkerbundsminderheitenpolitik gerade an dieser Tagung gemacht worden ist. Deutschland wünscht, daß der Völkerbund dem Minderheitenproblem seine volle Aufmerksamkeit schenke und die Sorgen beseitige, die die Minderheitenfrage heute den verschiedensten Staaten bereite; dies sei eine Aufgabe, die im Geiste der geschlossenen Verträge erfüllt werden müsse. Berücksichtigt man, daß gerade die deutschen Minderheiten fortgesetzt als Ankläger erscheinen, so wird man verstehen, daß Deutschland in der Minderheitenpolitik eine weitgehende Lösung verlangt, damit durch dieses Problem auch die Beziehungen zu seinen Nachbarn bessere werden, die heut gerade unter dieser Frage immer mehr auf Schwierigkeiten stoßen. Man kann nur wünschen, daß die Ausführungen des Reichskanzlers gerade zum Minderheitenproblem auf fruchtbaren Boden fallen. Nachdem sich der Reichskanzler noch wirtschaftlichen Fragen zugewendet hat, appellierte er an die Völker, daß endlich Vertrauen und Ehrlichkeit in der Politik Platz greifen möchten.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Reichskanzler sich in Genf gut eingeführt hat. Deutschland erwartet gerade von diesem Völkerbund trotz der Kritik, die an ihm geübt wird, die ihre Berechtigung hat, doch die Lösung einer Reihe von Problemen, die seinen Aufstieg gewährleisten. Ob es bloß Worte bleiben werden, bleibt abzuwarten! denn schöne Reden haben wir in Genf sehr oft

## Zaleski an das litauische Volk

**Paris.** „Petit Parisien“ veröffentlicht eine Erklärung des polnischen Außenministers Zaleski, die dieser dem Genfer Vertreter des Blattes gab. Das Blatt nimmt an, daß die Erklärung über den Kopf Woldemaras hinweg sich an das litauische Volk richte. Zaleski erinnert an die gemeinsame Vergangenheit der beiden Länder und an die alte Freundschaft Polens für das litauische Volk. Er gebe dem Wunsche Ausdruck, daß der polnisch-litauische Streitfall unter der Bevölkerung zu beiden Seiten der Grenze nicht eine Atmosphäre der Feindseligkeit und des Uebelwollens schaffen möge. Alle Anstrengungen Polens seien darauf gerichtet, internationale Entscheidungen zu erzielen, die nicht den Charakter des Zwanges hätten. Trotz seiner Wertschätzung für den Völkerbund würde er, Zaleski, mit größerer Genugtuung unmittelbare Verhandlungen zwischen Polen und Litauen sehen. Wilna sei vom ethnographischen Gesichtspunkt aus im wesentlichen eine polnische Stadt. Wilna sei von den polnischen Heeren vom Sowjetjoch befreit worden. Durch den Beschluß der Botschafterkonferenz sei diese Stadt Polen zugesprochen worden. Ein offizieller Akt, der international Wert und Bedeutung habe, habe dies bestätigt. Der gute Wille zur Verständigung, der im gleichen Maße in Kowno wie in Warschau bestünde, ermögliche leicht ein Abkommen zu erzielen. Eine Verständigung wäre wohl schon erzielt worden, wenn nicht interessierte Stimmen sich erhoben hätten, um den polnisch-litauischen Streitfall zu verewigen und weiter zu vergiften.

## Kein weiteres Entgegenkommen Amerikas in der Schuldenfrage

**Neuyork.** Gegenüber den dauernden Pariser Meldungen, nach denen sich Kellogg mit der französischen Regierung über die Stundung der 400 Millionen Dollar unterhalten haben soll, die Frankreich zu zahlen hat, wenn der amerikanische Kongreß und das französische Parlament das Berenger-Abkommen nicht ratifiziere, wird in Washingtoner Kreisen erklärt, die Regierung der Vereinigten Staaten dächten nicht daran, Frankreich in der Schuldenfrage weiter entgegen zu kommen. Die französischen Meldungen hätten anscheinend den Zweck, in Amerika Stimmung für eine Wiederaufnahme der Schuldenverhandlungen zu machen. Damit werde Frankreich aber kein Glück haben. Weitere Zugeständnisse seitens Amerika kämen nicht in Frage.

Aus dieser Stellungnahme läßt sich erkennen, wie Amerika einen Versuch Frankreichs beantworten würde, bei den Rheinlandbesprechungen die Schuldenfrage mit den Reparationen zu verquicken.

## Absturz eines polnischen Militärflugzeugs

**Warschau.** In der Nähe von Molodeczno stürzte am Donnerstag ein Militärflugzeug infolge Motorstörung aus 50 Meter Höhe ab. Die beiden Insassen, zwei Fliegeroffiziere des 5. polnischen Fliegerregiments, wurden getötet.

gehört, man braucht bloß an den Auftakt zu erinnern, als Herriot und Macdonald dort die Friedensprobleme erörterten und doch das Resultat der Abrüstungsfragen noch heute nicht erledigt ist, man kann sagen, keinen Schritt vorwärts kam. Müllers Appell, daß die Regierungen es über sich gewinnen müssen, in der internationalen Politik das doppelte Gesicht abzustreifen, wird hoffentlich auf einen guten Boden fallen. Der Beifall, der dem Reichskanzler wiederholt gezollt wurde, war ein Beweis dafür, daß ein Teil der Völkerbundsvertreter recht wohl weiß, was Deutschland in diesem Bund der Nationen bedeutet. Und diese Tagung hat ja auch die Möglichkeit zu zeigen, daß man in Genf mehr will als schöne Reden halten. Vorerst aber ist irgend ein Optimismus nicht am Platze, warten wir ab, welches das Gesamtresultat sein wird. —ll.



Internationales vom Völkerbund

Unser Bild zeigt einen Ausschnitt aus dem Völkerbundsleben in Genf, Angehörige aller Rassen und Religionen. Im Vordergrund links den Prälaten Seipel, der als österreichischer Vertreter anwesend ist.

## Eine amerikanische Note an England und Frankreich

**Washington.** Aus Washington wird gemeldet, daß die amerikanische Note, die das englisch-französische Flottenabkommen behandelt, innerhalb der nächsten zwei Wochen abgeht.

**Paris.** Wie bereits gemeldet, wird nach Rückkehr des Präsidenten Coolidge das Staatsdepartement in einer Note die Stellung Amerikas zu dem englisch-französischen Flottenabkommen festlegen. Wie „Newyork Herald" meldet, gab ein höherer Marinebeamter der Ansicht Ausdruck, daß der Vorschlag, den Bau von Kreuzern zwischen 7 500 und 10 000 To. sowie von Tauchbooten über 700 To. zu beschränken, ohne kleineren Kreuzern und Tauchbooten irgend eine Beschränkung aufzuerlegen, auf eine Nichtigkeitserklärung der Grundlagen des Washingtoner Flottenabkommens hinauslaufe. Andere offizielle Persönlichkeiten seien der Ansicht, eine glatte Ablehnung des englisch-französischen Seeabkommens würde die Vereinigten Staaten in den Verdacht bringen, sie wollten die Flottenabrüstung verhindern, besonders wenn Japan und Italien sowie andere Mächte später dem Abkommen beitraten. Deshalb glaube man, daß Präsident Coolidge England und Frankreich um weitere Aufklärungen über das Abkommen ersuchen werde, daß die Note aber derart gehalten sein werde, daß England und Frankreich das Unrecht gegenüber den Vereinigten Staaten zugeben und so selbst die amerikanische Opposition gegen dieses Abkommen rechtfertigen müßten.

## Eine amerikanische Stimme über Reparationen und Rheinlandräumung

**Neuyork.** In einem Leitartikel über den Dawesplan erklärt die „Ivening Post", es gebe zwei wichtige Schritte, die ohne allzu große Verzögerung ergriffen werden müssen. Zunächst soll man die Endsumme der Reparationen festlegen und die direkte ausländische Kontrolle über die Daweszahlungen aufheben, so daß die deutsche Regierung die Verantwortung allein zu tragen habe. In der Besprechung über die Rheinlandsräumung in Genf meint das Blatt, man wolle in dem europäischen Konzert oder besser gesagt, in der europäischen Verschwörung, die Schulden und Reparationen verquicken, um Amerika zur Herabsetzung der Schuldsumme zu zwingen. Französische Kreise hätten bereits zugegeben, daß man während der kommenden Rheinlandsbesprechung darüber diskutieren wolle. Amerika müsse klargemacht werden, so meinen die französischen Kreise, gleichgültig wie es darüber denke, daß die Reparationen und Schulden unausbleiblich miteinander verkoppelt werden müßten.

## Die Nachforschungen nach Amundsen werden endgültig eingestellt

**Oslo.** Am Donnerstag fand im norwegischen Kriegsministerium eine Besprechung statt, an der außer dem Kriegsminister der Chef der norwegischen Marine und mehrere Sachverständige teilnahmen. Auf Vorschlag des französischen Admirals Herre wurde endgültig beschlossen, die Nachforschungen nach Amundsen und seinen Gefährten einzustellen. Die Schiffe, die sich an der Suche nach den Verschollenen beteiligten, sollen demnächst zurückgerufen werden.

## Der Gegenbesuch Briands bei Müller

**Genf.** Der französische Außenminister Briand stattete am Freitag Abend nach Schluß der Vollversammlung dem Reichskanzler Müller im Hotel Metropol einen Besuch ab, der nur eine Viertelstunde dauerte. An der Unterredung nahm wiederum lediglich der Dolmetscher der deutschen Abordnung, Dr. Schmidt, teil.

Nach der Besprechung wurde von seiten der deutschen Abordnung mitgeteilt, daß Gegenstand der Unterredung die gleichen Fragen gebildet hätten, die bereits am Mittwoch zwischen dem Reichskanzler und dem französischen Außenminister zur Sprache gelangt seien. Man habe sich im Laufe der Freitagunterredung darauf geeinigt, daß vor den Besprechungen zwischen den vier Besatzungsmächten und dem deutschen Reichskanzler zunächst Einzelbesprechungen zwischen den einzelnen Vertretern der Besatzungsmächte und dem deutschen Reichskanzler stattfinden sollten. Wenn diese Unterredungen vor sich gehen würden, stehe bisher noch nicht fest. Da jedoch Lord Cushendun erst am Sonntag früh sein Weekend antrete und auch Senator Scialoja den Sonnabend über in Genf bleibe, kann angenommen werden, daß Reichskanzler Müller im Laufe des Sonnabend mit Cushendun und Scialoja zusammentreffen werde. Erst nach diesen Einzelbesprechungen werde dann voraussichtlich zu Anfang oder Mitte der nächsten Woche die erste Zusammenkunft zwischen den vier Besatzungsmächten und Deutschland stattfinden.

Im Laufe des Freitag Vormittag fand eine eineinhalbstündige Unterredung zwischen Lord Cushendun und Briand statt. Man kann daher annehmen, daß die Mitteilungen, die Briand dem Reichskanzler gemacht hat, auf Vereinbarungen zurückzuführen sind, die am Donnerstag und Freitag zwischen den Besatzungsmächten getroffen worden sind.

## General Trevino — Calles Nachfolger?

**Paris.** Die mexikanischen Kammern haben beschlossen, den ehemaligen Generalstabschef des Präsidenten Obregon, General Trevino, zum vorläufigen Präsidenten zu ernennen. Wie die mexikanische Presse schreibt, scheint diese Wahl bei den Militärführern, den Gouverneuren und auch bei dem Präsidenten Calles Zustimmung zu finden.

## 18 Todesopfer einer Hochofenexplosion

**London.** Nach Meldungen aus Sydney ist in den Stahlhüttenwerken von Port Kembla ein Hochofen explodiert. 18 Arbeiter sind dabei verbrannt.

## 137 Sozialdemokraten im Preußischen Landtag

**Berlin.** Nach einer Meldung des Abends hat sich bei der genauen Ausrechnung der bei den Wahlen zum Preußischen Landtag im Kreis Kalau abgegebenen Stimmen herausgestellt, daß den Sozialdemokraten ein weiteres Mandat, und zwar aus der Landesliste zukommt. Dies Mandat fällt dem Oberpräsidenten in Magdeburg, Professor Dr. Wäntig, zu. Damit steigt die Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten im Preußischen Landtag auf 137.

## Die G. P. U. im Kampf

Nach Meldungen aus Moskau wird dort amtlich mitgeteilt, daß eine Bande die russisch-rumänische Grenze überschritten und in einem russischen Dorfe 4 Kommunisten ermordete. Die G. P. U., die diese Bande bereits seit längerer Zeit verfolgte, nahm den Kampf mit der Bande auf. Dabei wurden neun Mitglieder der Bande getötet.

Es dürfte sich hierbei wohl um einen Kampf der G. P. U. gegen revolutionäre Bestrebungen handeln.

## Das Urteil im Zamboni-Prozeß

**Rom.** Der Momoli Zamboni, der Vater, und Virginia Tamaroni, die Tante des gelynchten Attentäters Zamboni, wurden vom Sondergericht zu je 13 Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Bruder Zambonis wurde wegen Mangel an Beweisen freigesprochen. Damit ist der letzte Akt des Attentats in Bologna vom 31. Oktober 1926 abgeschlossen.

## Drei italienische Flieger ertrunken

**Triest.** Bei einer Notlandung in der Nähe von Rovigno stürzte das italienische Wasserflugzeug S. 59 ab und fiel ins Wasser. Die drei Flieger ertranken. Die Leichen der Verunglückten konnten bis jetzt noch nicht gefunden werden.

## Ein chinesisches Bataillon von Japanern entwaffnet

**Tokio.** Bei Tsinanfu wurde ein chinesisches Bataillon, das versehentlich die Demarkationslinie überschritten hatte, von japanischen Truppen entwaffnet. Das chinesische Bataillon leistete keinen Widerstand.

# Die Nacht nach dem Verrat

Roman von Liam O'Flaherty.

6)

Er fing an, mit der rechten Hand seine Knie zu reiben. Er seufzte. Seine Zigarette ging zu Ende und verbrannte ihm die Lippen, ohne daß er es merkte. Schließlich ließ er sie aus dem Mund auf seine Brust fallen und sprang auf die Füße.

Die Hände tief in die Taschen vergraben, starrte er auf den Boden. Er schien ganz in Gedanken versunken, aber er dachte nicht, zum mindesten nicht an eine bestimmte Idee. In seinem Gehirn rumorten zwei Tatsachen mit jenem Urlaut, der der Anfang des Denkens ist und den müde Menschen vernehmen, wenn das verbrauchte Hirn die letzten Reste seiner Energie verausgabt hat. Erstens die Tatsache seines Zusammentreffens mit McPhillip, zweitens die Tatsache, daß er nicht Geld genug besaß, um ein Bett für die Nacht zu kaufen.

Diese beiden Dinge bildeten gemeinsam eine formlose Masse. Aber er konnte den Mut nicht finden, sich mit ihnen zu befassen, sie richtig gegenüberzustellen und ihre Beziehung zueinander zu ergründen. Er stand bloß da und starrte auf den Boden.

In diesem Augenblick rannte ein betrunkener Buchmachergehilfe namens Shanahan gegen ihn an. Leise fluchend trat er beiseite. Er zog die eine Hand aus der Tasche, um zu schlagen, die Finger ausgestreckt wie eine Vogelkralle. Shanahan, in der Haltlosigkeit seiner Trunkenheit, knickte in der Mitte zusammen; mit seinen blauen Augen, die schon fast ganz rot geworden waren, starrte er Gypo an. Achselzuckend wandte Gypo sich ab. Zu jeder anderen Zeit würde er mit Freuden die Gelegenheit benutzt haben, Shanahan einen Schilling abzubetteln. Shanahan war immer gut, um einen Schilling auszuleihen, wenn er betrunken war. Ein Schilling hätte Gypo für ein Bett genügt, und es wäre sogar noch etwas übriggeblieben für ein Frühstück am anderen Morgen. Vor zehn Minuten wäre eine Begegnung dieser Art für Gypo ein Geschenk des Himmels gewesen. Jetzt aber lagen die beiden verdammten Tatsachen ihm im Kopf, so daß er auf nichts anderes achtete.

Er verließ das Haus und ging langsam, die Hände in den Taschen, den Weg entlang nach der B.-Straße. Die Innenseiten seiner Schenkel rieben aneinander. Seine großen Stiefel schienen hinter ihm herzuschleifen, er zog sie so dicht als möglich über den Boden. Seine Hüften gingen auf und nieder, so wie seine Füße sich vorwärts bewegten. Er hielt die Augen am Boden. Seine Lippen waren nach außen auseinandergezogen.

Sein kleiner, brauner, weicher und verdrückter Filzhut saß schief oben auf seinem Kopf, viel zu klein für den Riesenschädel; seine Krempe stand rundherum hoch. Als ein Windstoß, geladen mit kleinen, scharfen Hagelkörnern, ihm gegen Gesicht und Körper schlug, blähten sich seine Kleider, und seine kleine, stumpfe Nase kräuselte sich zu ärgerlichem Grinsen.

In der Damestraße, während er in das Schaufenster eines Sattlers sah, wurde ihm der Zusammenhang zwischen den beiden Tatsachen plötzlich klar. Er betrachtete ein paar große Sporen; plötzlich verzerrte sich sein Gesicht. Seine Augen quollen heraus, als befiele ihn ein Schreck. Argwöhnisch schaute er um sich, wie einer, der zum ersten Male stiehlt. Dann machte er hastig, daß er fortkam. Er kreuzte die Straße zum Flußufer, lehnte die Ellbogen auf die Brüstung und spie in das dunkle Wasser. Das Kinn auf die Arme gelegt, stand er regungslos und dachte nach.

Er dachte über die plötzliche Entdeckung nach, die sein Gehirn über jene Beziehung gemacht hatte, die zwischen den beiden Tatsachen bestand, daß er kein Geld für ein Bett besaß, und daß er McPhillip getroffen hatte, den man als Mörder suchte seit jenem Formarbeiterstreik in M. im letzten Oktober. In seinem Gehirn herrschte ein schauerliches Schweigen.

Hin und wieder sah er sich um mit einer Art schnaufenden Geräusches. Er schnüffelte in der Luft und kniff die Augen zu. Wieder lehnte er sich über die Brüstung und ließ sein Kinn auf den gekreuzten Händen ruhen. Er blieb so eine halbe Stunde lang. Schließlich richtete er sich gerade, streckte die Arme hoch über den Kopf und gähnte. Dann steckte er die Hände in die Hosentaschen und starrte zu Boden. Endlich, die Augen immer am Boden, ging er fort mit dem gleichen schleppenden Schritt wie zuvor.

Er überschritt den Fluß, durchquerte, immer die Augen am Boden, einen Wirrwarr von Seitenstraßen und erreichte schließlich die Ecke einer dunklen Gasse, wo eine hellbrennende Lampe über einer Tür hing, auf halbem Wege rechter Hand. Dort war eine Polizeiwache. Ein paar Augenblicke starrte er mit weit offenen Augen in die Lampe, dann sagte er laut: „Hu!" Hierauf sah er sich vorsichtig nach allen Seiten um.

Die Straße war leer. Ein leiser Regen fiel. Er untersuchte die Straße, die Läden auf seiner Seite und die nackte Mauer gegenüber. Dann kehrten seine Augen wieder zu der hellen Lampe zurück, die über der Tür der Polizeiwache hing. Er seufzte tief und begann langsam zu gehen, sehr langsam, sehr schwerfällig, auf die Lampe zu.

Er ging die Stufen zur Tür hinauf, gleichmäßig, eine nach der anderen und mit lautem Geräusch. Mit dem Fuß stieß er die Drehtür auf, ohne die Hände aus der Tasche zu nehmen. Im Vorraum sah er sich einem Konstabler gegenüber, der einen schwarzen Helm trug und sich die Handschuhe anzog. Gypo machte halt und sah auf den Konstabler.

„Ich komme um die zwanzig Pfund Belohnung, die die Farmer-Union ausgesetzt hat für Mitteilungen betreffend den Francis Joseph McPhillip," sagte er mit leiser, tiefer Stimme.

2.

Fünfunddreißig Minuten nach sieben erschoß sich Francis Joseph Phillip bei dem Versuch, aus dem Hause Nummer vierundvierzig in der Tittstreet, dem Hause seines Vaters, zu entfliehen. Das Haus war von dem Detektivsergeanten McCartney und zehn Mann umzingelt worden. Mit der linken Hand am Fensterbrett des rückwärts gelegenen Schlafzimmers im zweiten Stockwerk hängend, schoß Mc Phillip zwei Kugeln in McCartneys linke Schulter. Als er zum dritten Male feuern wollte, glitt seine Linke aus und verlor den Halt. Die Mündung der Pistole streifte die Ecke des Fensterbretts. Die Kugel entlud sich nach oben und drang durch die rechte Schläfe McPhillips ins Gehirn.

Als sie ihn in der Apfelsinenkiste im Hinterhof, auf die er gefallen war, entdeckten, war er schon tot.

3.

Zwanzig Minuten nach acht verließ Gypo die Polizeistation durch eine Hintertür des Gebäudes. Er trug in der Tasche zwanzig Pfund in Schatzscheinen, die Belohnung für Angaben, den Joseph McPhillip betreffend.

Er durchschritt eilig einen engen Durchgang, der in eine dunkle Straße führte. Die Straße war leer. Sie schien es jedenfalls auf den ersten Blick zu sein. Als aber Gypo verborgen in dem Torweg eines alten, leeren Hauses stand und seine wilden Blicke sich in das Dunkel bohrten, hörte er Schritte. Die Tritte schreckten ihn auf. Es war der erste menschliche Schritt, den er hörte, der erste Laut der Menschheit um ihn her, seit er zum Angeber geworden war — und zum Aussätzigen.

(Fortsetzung folgt.)

# Polnisch-Schlesien

## Zeichen der Zeit!

Wer daran gewöhnt ist, Zeiterscheinungen und Ereignisse unter die kritische Lupe zu nehmen, wird schon seit langem die Feststellung gemacht haben, daß niemals die Gegensätze im täglichen Leben stärker hervorgetreten sind als in der Gegenwart. Man kann z. B. einerseits behaupten, daß Technik und Wissenschaft stets und ständig im Fortschritt begriffen sind, daß es tatsächlich bald fast kein Gebiet mehr geben wird, in das die Forschung durch Menschengeist nicht tief hineingedrungen wäre. Andererseits aber erleben wir es, daß diese Errungenschaften — wenn wir beispielsweise die Medizin anführen — immer nur einem gewissen Teil der Bevölkerung zugute kommen, nämlich denen, die alle jene Neuerungen auch zu bezahlen in der Lage sind. Wir möchten aber auf unserem Wege der kritischen Betrachtung noch ein Stück weiter gehen.

Man nennt die Presse sehr zu Recht den „Spiegel der Zeit". Und was sagt uns dieser? Tagtäglich lesen wir von Einbrüchen, von Selbstmorden, von irgendwelchen Taten, die davon zeugen, daß trotz allen Fortsschritts in gewisser Hinsicht ein erschrecklicher Niedergang erfolgt. Die vielen Menschen, die den traurigen Mut besitzen, ihrem Leben aus Verzweiflung ein Ende zu setzen, sind ganz gewiß am Rande ihrer Lebenskraft. Das Motiv ist — mit geringen Ausnahmen — in der mißlichen Lebenslage zu suchen, die die Unglücklichen zu einem solchen Schritt treibt. Und die Diebstähle? Sie sind — abgesehen von den gewerbsmäßigen Einbrüchen — ebenfalls der Ausdruck einer bis zum Wahnsinn verzweifelten Menschenschicht, die sich eben nicht anders zu helfen weiß, als ihren Nächsten, der mehr als sie besitzt, zu bestehlen. Es gibt noch viele, viele solcher Momente, die wir zum Beweis einer ganz unnatürlichen Entwicklung anführen könnten. Fast denkt man an die glanzvolle Zeit der französischen Könige, wo Wissenschaft und Kunst blühten, Reichtum und Prunksucht auf der einen Seite in Fülle vorhanden waren, während die breiten Volksmassen im Elend lebten und das Verbrechen in allen Arten Triumphe feiern konnte.

Diese unheilverkündenden „Zeichen der Zeit" ziehen sich drohend durch die ganze Welt. Sie sind natürlich auch, und in reichlichem Maße, in unserem Lande zu finden. Die Einbruchs-, Ueberfall- und Selbstmordstatistik der letzten Wochen spricht in beredten Worten zu uns. Ein nachdenklicher Mensch kann an diesen Ereignissen nicht ohne weiteres achtlos vrübergehen. Warum steigt ein Teil der Menschheit empor, während der andere Teil den sicheren Weg geht? Hierauf gibt es nur **eine** Antwort: Die „Zeichen der Zeit" bedeuten — auch hier in Polen — eine furchtbare Anklage gegen die bestehende kapitalistische Gesellschaftsordnung, die eben nicht in der Lage ist, dem Volke zu geben, was des Volkes ist: Brot, Arbeit, eine „anständige" Lebensmöglichkeit. Die Arbeiterschaft muß aus den Zeitgeschehnissen lernen, sie darf sie nicht ohne weiteres als Selbstverständlichkeit hinnehmen. Für sie kann es nur Kampf und nochmals Kampf geben gegen alles was diese sogenannte „Gesellschaftsordnung" ihnen zu tragen auferlegt. Die Arbeiterklasse muß sich fest zusammenschließen, damit sie gewappnet ist gegen jedes Unbill. Möge sie aus den „Zeichen der Zeit" lernen!

## Konferenz des schlesischen Städteverbandes

Der schlesische Städte- und Gemeindeverband hält am Mittwoch, den 12. d. Mts., vormittags um 10 Uhr, im Sitzungssaale des Rathauses in Kattowitz eine Sitzung ab. Auf der Tagesordnung sind nachfolgende wichtige Angelegenheiten zur Stellungnahme vorgesehen .Das Projekt betr. Bildung eines Zweckverbandes für Städte, Gemeinden und Landkreise, welcher sich ausschließlich mit Investitions- und Ausbauangelegenheiten befaßt; die Angelegenheit bezüglich Entschädigung der Kommunalarbeiter, die gegen Tagelohn beschäftigt werden, im Falle der Erwerbslosigkeit und Versorgung der Familienangehörigen. Zur Beratung gelangt ferner die Frage über die Durchführung von Verwaltungsstreitsachen bei den Kreisausschüssen und vor dem Verwaltungsgericht. Besprochen wird schließlich die Angelegenheit betr. Teilnahme der schlesischen Städte- und Gemeindeverwaltungen an der Allgemeinen Landes-Ausstellung in Posen. Die Vertreter nahezu aller Kommunalverwaltungen haben sich bereits über die finanzielle Beteiligung ausgesprochen, so daß mit einem definitiven Beschluß über die Zuteilung von Plätzen auf dem Ausstellungsgelände zu rechnen ist.

## Saisonbeginn beim Oberschlesischen Landestheater

Das Oberschlesische Landestheater, unter Leitung des zielbewußten Intendanten Illing, eröffnet Ende September seine Pforten zur zweiten Spielzeit. Sämtliche Engagements sind getätigt, die guten Kräfte aus dem Vorjahr sind fast vollzählig wiederengagiert worden. Außerdem sind einige Neubesetzungen vorgenommen worden. Die Opernspielleitung führt nach wie vor Paul Schlenker, die musikalische Oberleitung hat der neu engagierte 1. Kapellmeister Walter Schmitt-Kempter, der aus Osnabrück kommt und bei Schluß der letzten Saison erfolgreich eine Aufführung der „Meistersänger" als Gastdirigent geleitet hat. Neu ist auch der 1. Spielleiter des Schauspiels, Karl W. Burg, der aus der renommierten Theaterstadt Görlitz kommt. Geblieben ist der Spielleiter der Operette, Theo Knapp. Wiederengagiert ist auch der ideenreiche und geschmackvolle Bühnenbildner Hermann Haindl und die temperamentvolle, moderne Tanzmeisterin Stefa Kraljewa.

Der Spielplan für die neue Saison ist im wesentlichen fertiggestellt. Die Oper wird eröffnet mit Nicolais komisch-phantastischem Werk „Die lustigen Weiber von Windsor". Als Neuheiten folgen in der Oper Richard Wagners „Lohengrin" und in den Ostertagen „Parzifal". Ferner die „Macht des Schicksals" von Verdi, „Salome" oder „Josefslegende" von Strauß. Von den bewährten alten Opern sind vorgesehen „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach, „Don Juan" von Mozart, „Die Jüdin" von Halevy und „Zar und Zimmermann" von Lortzing.

Das Schauspiel beginnt mit einer Aufführung des Shakespeareschen Lustspiels „Viel Lärm um nichts". Von Neuheiten sind geplant: „Finden Sie, daß Constance sich richtig verhält", ein erfolgreiches Lustspiel von Maugham, die wirkungsvolle Komödie „Der Prozeß der Mary Dugan" von Veyller. Ferner die Komödien „Peripherie" von Langer, „Weiße Fracht" von Gordon und „Das zweite Ich" von Berstl, schließlich der große Lustspielerfolg „Hokus-Pokus" von Götz und weiter die neueste Dichtung Gerhard Hauptmanns „Spuk" und Georg Kaisers „Oktobertag". Aus dem klassischen Repertoire sind vorgesehen Schillers „Kabale und Liebe", Lessings „Nathan der Weise". Eichendorffs „Die Freier" und Kotzebues „Die deutschen Kleinstädter".

Die Operette wird eröffnet mit der erfolgreichen Lehar-Operette „Der Zarewitsch". Neu inszeniert werden „Der Obersteiger" von Zeller und „Der Rastelbinder" von Lehar. Wiederaufgenommen wird die Straußsche Operette „Ein Walzertraum". „Die schöne Helene" von Offenbach wird in modernster Inszenierung zur Aufführung gelangen und als Weihnachtsüberraschung soll der neueste Calman-Schlager „Die Herzogin von Chicago" erscheinen.

Insgesamt werden 10 Opern, 18 Schauspiele und 8 bis 10 Operetten zur Einstudierung gelangen. Der Spielplan bietet in dieser Saison sehr viel Erfreuliches und zeigt Linie.

Die Sommerzeit ist rege benutzt worden, um verschiedene technische Neuerungen durchzuführen. Die Beuthener Bühne hat u. a. einen neuen Rundhorizont und eine Donnermaschine erhalten. Der stattliche Kostümfundus des Landestheaters ist ergänzt, repariert und erneuert worden. Das Stadttheater in Gleiwitz ist einer gründlichen Renovation unterzogen worden. In Beuthen trägt man sich mit dem Gedanken, das Theatergebäude, das bisher der privaten Konzerthausgesellschaft gehört, durch die Stadt zu erwerben

Der Etat hat sich gegenüber dem Vorjahr ein wenig erhöht, die Finanzierung bleibt dieselbe. Gleiwitz und Hindenburg werden gegen Garantiesummen für jede einzelne Vorstellung ohne jegliches eigene Risiko an dem Endabschluß bespielt. Desgleichen bleibt die Union mit der Deutschen Theatergemeinde in Kattowitz bestehen, so daß das Oberschlesische Landestheater auch in diesem Winter die ostoberschlesischen Städte mit deutschem Theater bespielen wird.

# Die Produktionskosten im schlesischen Bergbau

Eine für die schlesische Arbeiterschaft sehr wichtige Frage ist gegenwärtig Gegenstand einer Erörterung in der polnischen Presse, nämlich die Frage der Produktionskosten im polnischen Bergbau. Vor zwei Jahren hat die polnische Regierung eine Kommission eingesetzt und ihr aufgetragen, die Rentabilität in den wichtigsten Industrieunternehmungen einer genauen Prüfung zu unterziehen, um endlich auf Grund eines einwandfreien Materials festzustellen, wer tatsächlich im Rechte ist, die Arbeiter oder die Kapitalisten. Insbesondere die Letzteren verschanzen sich bei jeder Lohnforderung hinter die Rentabilität, die angeblich keine Lohnerhöhung zulasse und lehnen dieselbe jedesmal ab. Die Enquete-Kommission begab sich in das polnische Kohlenindustriegebiet und nahm hier gründliche Untersuchungen vor. Sie unterzog einer eingehenden Prüfung die Geschäftsgebarung in 49 Kohlengruben in allen drei polnischen Revieren. Daß sie vor allem dem schlesischen Industriegebiet die Hauptaufmerksamkeit schenkte, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Die Arbeiten der Enquetekommission sind beendet und sie veröffentlicht nun einen sehr umfangreichen Bericht über die Industriezweige, in welchen sie ihre Prüfungsarbeiten durchgeführt hat. Die polnischen Kohlenwerke nehmen in diesem Bericht den ihnen gebührenden Platz ein, da sie in Polen als der wichtigste Industriezweig, und zwar mit Recht, angesehen werden. Wir erfahren da schöne Sachen, die wir ja hier jeden Tag beobachten, die aber jetzt durch eine Regierungskommission offiziell festgestellt wurden. Allerdings ist dieser Bericht etwas veraltet, weil er die beiden Jahre 1925 und 1926 umfaßt, und das Leben in Polen ist fortwährenden Aenderungen unterzogen. Die Teuerung steigt unaufhörlich höher und höher und schiebt die Arbeitermassen immer tiefer in Not und Elend. Wurde in den angeführten Jahren 1925 und 1926 die schwere wirtschaftliche Lage der Arbeiter im polnischen Kohlenbergbau besonders unterstrichen, so ist sie seit dieser Zeit um mindestens 50 Prozent schlechter geworden.

In den polnischen Bergwerken waren im Jahre 1926 128 210 Arbeiter beschäftigt, und von diesen verdienten unter 100 Zloty monatlich 15.75 Prozent (in Schlesien 12.76 Prozent), von 100—150 Zloty 25.60 Prozent (in Schlesien 23.79 Prozent), von 150—200 Zloty 25.40 Prozent (in Schlesien 26.17 Prozent). von 200—250 Zloty 18.32 Prozent und darüber hinaus 15 Prozent. Also mehr als 70 Prozent aller im polnischen Bergbau beschäftigten Arbeiter verdienen unter 200 Zloty monatlich oder unter dem Existenzminimum, das von der polnischen statistischen Kommission festgesetzt wird. Besser sind die Verdienste des Büropersonals, von dem insgesamt 6176 Personen beschäftigt werden. Unter 100 Zloty monatlich verdienen 2.17 Prozent Büroangestellte, zwischen 100 und 200 Zloty monatlich verdienen 5.54 Prozent, zwischen 200 und 600 Zloty 69.94 Prozent und darüber hinaus 22 Prozent aller Angestellten. Direkt fürstliche Verdienste gibt es in der engeren Verwaltung der Betriebe. Da verdienen von 2000—5000 Zloty monatlich 43 Personen, von 5000—10 000 Zloty monatlich 16 Personen, von 10 000 bis 20 000 Zloty monatlich 7 Personen und darüber hinaus 3 Personen. 20 000 Zloty monatlich Gehalt, das kann man sich wohl gefallen lassen. Das verdienen bei uns 200 Kumpels zusammen in einem Monat. Trotz dieser elenden Entlohnung ist der polnische Bergarbeiter immer einer größeren Gefahr auf der Grube ausgesetzt, weil die Unglücksfälle im Steigen begriffen sind. Im Jahre 1913 verunglückten auf 100 Bergarbeiter 12.91 und im Jahre 1926 auf 100 Beschäftigte übertage 13 und untertage 20. Das wurde durch die Enquetekommission einwandfrei festgestellt. Also überall Verschlimmerung! Rückgang der Lebensweise, Erhöhung der Unglücksfälle und dennoch die Klagen der Kapitalisten.

Große Schwierigkeiten hatte die Enquetekommission bei der Feststellung der Produktionskosten gehabt, weil die Gestehungskosten in jeder Verwaltung anders aufgefaßt werden. Auf das Unkostenkonto wird hauptsächlich in Schlesien alles gebucht, wie technische Bedarfsartikel, Zu- und Umbauten usw. Eine ansehnliche Position bilden im Unkostenkonto die Kursdifferenzen und die Amontisation und nicht zuletzt die hohen Kosten der engeren Verwaltung. Die Kosten der Verwaltung belasten die Produktion mit 11.8 Prozent und sind die höchsten in der ganzen Welt. In England und Sowjetrußland betragen sie nur 3.5 Prozent. Tatsächlich dürfen die Verwaltungskosten keine 6 Prozent übersteigen, wenn von einer rationellen Verwaltung gesprochen werden soll. Die Kommission stellte fest, daß ohne Amortisation und Kursdifferenzen bei 18.14 Prozent aller Kohlenwerke die Unkosten bei einer Tonne Kohle zwischen 10 und 13 Zloty schwanken, auf 43.49 Prozent aller Gruben die Tonne Kohlen 15 bis 17 Zloty kostet und auf den übrigen Gruben die Gestehungskosten bei einer Tonne Kohle über 17 Zloty betrugen. Auf einzelnen Gruben kostete die Tonne Kohle 11. Zloty, auf einigen sogar 21 Zloty. Im Durchschnitt kostet eine Tonne Kohle 16 Zloty, wobei alle Unkosten mitinbegriffen sind. Aufgrund dieser Feststellungen stellt die Enquetekommission fest, daß die Kohlenproduktion durchaus rentabel ist und Gewinne abwerfe.

Aeußerst niedrig ist die Belastung der Kohlenproduktion mit den Arbeiterlöhnen. In England betragen die Löhne 71.6 Prozent aller Produktionskosten, in Sowjetrußland 57.2 und in Polen 40.9 Prozent. Der polnische Bergarbeiter wird am schlechtesten von allen Bergarbeitern der Welt entlohnt. Er ist durchschnittlich um 120 Prozent schlechter bezahlt als der deutsche Bergarbeiter.

Das sind also die Feststellungen der Enquetekommission. Wie bereits oben ausgeführt, bringen sie uns nichts neues, da wir die Dinge hier vom Sehen kennen. Uns fehlte nur die amtliche Bestätigung dieser traurigen Tatsachen, über die wir fast jeden Tag in unserer Presse berichten. Jetzt ist die amtliche Bestätigung da, weil die Enquetekommission die schwere Lage der schlesischen Bergarbeiter ziffernmäßig nachgewiesen hat. Die Enquetekommission hat nachgewiesen daß die polnische Kohlenindustrie auf Kosten von 120 000 Bergarbeitern prosperiert und sich entwickelt.

## Das poln. Bibliothekwesen in Poln.-Oberschlesien

Die polnische Intelligenz, die in Polnisch-Oberschlesien alle höheren Posten in den Staatsämtern einnimmt, sucht den Schlüssel zum Herzen des polnischen Volkes. Gegen das Mißtrauen des Volkes will sie durch einen großangelegten Bildungsplan ankämpfen. In Posen besteht seit langem schon ein Verband der Volksbibliotheken unter der Leitung eines Geistlichen Ludwiczak. Die Tätigkeit dieses Verbandes wurde nach Polnisch-Oberschlesien ausgedehnt und zum hiesigen Leiter der Präses des Appellationsgerichtes Dr. Stark bestimmt. Das Bildungswesen wurde dadurch außerhalb des Parteikampfes gestellt. Insbesondere geht man daran, möglichst in allen Orten Polnisch-Oberschlesiens Bibliotheken zu eröffnen, die unentgeltlich Bücher verleihen werden. Gegenwärtig unterhält der Verband 153 Volksbibliotheken und hat während dieses Jahres weitere 18 neu eröffnet. Der Verband verfügt über 100 000 Bände, die im Berichtsjahre an 20 000 Leser ausgeliehen wurden. Die Zahl der ausgeliehenen Bände betrug im vergangenen Jahre 204 000. Der Verband unterhält ferner 81 Lesehallen und eröffnet weitere neue; sie sind alle gut besucht.

Die Wojewodschaft gewährt dem Verbande Subventionen. Im vor. Jahre erhielt der Verband 150 000 Zl. Subvention, u. im laufend. Budgetjahre der schlesisch. Wojewodschaft wurden 250 000 Zloty für diese Zwecke bereitgestellt. Für dieses Geld baut der Bibliothekenverband in der ulica Franciszka ein eigenes Heim. Die nach Polnisch-Oberschlesien zugewanderte polnische Intelligenz zeigt eine große Abneigung gegen die Restaurationssäle und daher wird in dem neuen Verbandshause auch ein Vortragssaal für 600 Personen eingerichtet. Das Sekretariat des Verbandes, das sich gegenwärtig in Königshütte befindet, wird nach Kattowitz hinübergeschafft und dortselbst auch eine wissenschaftliche Bibliothek, welche 50 000 Bände umfassen wird, errichtet.

Neben den Bibliotheken und Lesehallen wird die unterbrochene Propaganda mittels Vorträge wieder von neuem aufgenommen. Schon vor zwei Jahren wurden eine Reihe von Vorträgen in ganz Polnisch-Oberschlesien, selbst in den entlegensten Orten, organisiert, die an Sonn- und Feiertagen, mit und ohne Lichtbilder, gehalten wurden. Als Vortragende fungierten damals Universitäts- und Gymnasiallehrer aus Krakau. Die Vorträge waren trocken und unverständlich und zogen die schlesische Bevölkerung nicht an. Zwischen den Vortragenden und den Zuhörern fehlte jeder Lebenskontakt, bis zuletzt kein einziger Schlesier mehr diese Vorträge besuchte und dieselben abgebrochen werden mußten. Nun sollen sie in diesem Jahre wieder aufgenommen werden. Immerhin sind die Erfolge, die der Verband der Volksbibiliotheken mit seiner polnischen Propaganda erzielt hat, gar nicht zu verachten.

## Harryman in Ostoberschlesien und in Gdingen

Die polnische Regierung hat mit den Gieschegruben einen Vertrag über die Verpachtung einer 100 Meter langen Mole im Hafen von Gdingen zu Verladezwecken für den Zeitraum von 35 Jahren abgeschlossen. Der Harryman-Konzern, dem die ostoberschlesischen Gieschegruben gehören, soll sich verpflichtet haben, in den ersten 15 Monaten mindestens 15 000 Tonnen Kohlen pro Monat zu verladen. Die Pacht beträgt 3000 Zloty jährlich und 10 Groschen von jeder verladenen Tonne.

## Vertreter des europäischen Zinksyndikates in Kattowitz

Freitag trafen in Kattowitz Vertreter des polnisch-deutschen-englisch-belgischen Zinksyndikats ein, um Besichtigungen im Dombrowaer Industrierevier und Ausflüge nach Zakopane und Wielicka, den polnischen Salzbergwerken, zu unternehmen. U. a. wurden die Zinkhütten der Sosnowicer Bergbaugesellschaft besichtigt, deren Betrieb ab 1. September unter Leitung der Schlesischen Akt.-Ges. für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb in Lipine steht.

## Der Demobilmachungskommissar in Urlaub

Vor einigen Tagen hat Demobilmachungskommissar **Gallot** seinen mehrwöchentlichen Erholungsurlaub angetreten. Dessen Vertretung übernahm Regierungsrat Ingenieur **Maske**.

## Börsenkurse vom 8. 9. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

| | | | |
|---|---|---|---|
| Warschau . . . | 1 Dollar | amtlich = | 8.91 zł |
| | | frei = | 8.92 zł |
| Berlin . . . . | 100 zł | = | 46.937 Rmk. |
| Kattowitz . . . | 100 Rmk. | = | 213 05 zł |
| | 1 Dollar | = | 8.91 zł |
| | 100 zł | = | 46.937 Rmk. |

## Das Erholungsheim des Afabundes

Bekanntlich hat der Allgemeine freie Angestelltenbund (Afabund) Polnisch-Oberschlesiens als erste oberschlesische Gewerkschaft in den Beskiden ein Erholungsheim erworben. Es liegt in nächster Nähe von Bielitz am Eingange des Luisentals von der Bahnstation Wapienica (Lobnitz) eine halbe Stunde entfernt. Jedes Jahr war das Afa-Erholungsheim, das auch für Nichtmitglieder geöffnet ist, überfüllt.

Es stellte sich daher die Notwendigkeit heraus, es zu erweitern. Der Vorstand des Afabundes entschloß sich daher, ein dem bisherigen Hause benachbartes größeres Gebäude anzukaufen, zu dem ein Garten gehört, in dem sich viele hundertjährige Bäume befinden. Auch ist das gesamte Heim mit elektrischem Licht versehen worden. Es ist allgemein anerkannt, daß das Afaheim infolge seiner guten und behaglichen Ausstattung zu den schönsten Pensionaten in den Beskiden gehört. Auch die Verpflegung ist unter der fachmännischen Leitung eine gute. Von der allgemeinen Beliebtheit des Heimes spricht, daß dieses während der ganzen Sommermonate vollkommen überfüllt war. Sogar bis Mitte September sind sämtliche Zimmer des Heimes belegt. Nach diesem Zeitpunkt sind allerdings noch einige Zimmer frei. Interessenten, die die Absicht haben, nach dem 15. September ihren Urlaub in den Beskiden zu verleben, wird empfohlen, sich an die Geschäftsstelle des Afabundes in Katowice, ul. Mickiewicza 8 (August-Schneiderstraße), Telephon 170 und 2286 zu wenden. Die Preise sind verhältnismäßig niedrig und es wird daher niemand seinen Aufenthalt im Afaheim bereuen, umso weniger, als allgemein bekannt ist, daß der Herbst gerade in den Beskiden sich durch ein beständiges und warmes Wetter auszeichnet.

## Nun kommt Sarrasani doch noch!

Zweimal kündeten die Zeitungen das versprochene Sarrasani-Konzert an. Zweimal staute sich die Menge voller Erwartungen am Kattowitzer Ringe. Aber jedesmal kam die Enttäuschung hinterher; den die Erwarteten blieben aus. Man munkelte einesteils davon, daß Sarrasani mit den 100 Musikern Einreiseschwierigkeiten hat, die Empfindlichen dagegen rümpften die Nase und brummelten etwas von „Reklametrick".

Nun haben beide Parteien Unrecht; denn Sarrasani kündigt an, daß er am Montag, mittags von 12—2 Uhr, das langversprochene Konzert abhalten wird. Aber es werden uns noch einige angenehme Ueberraschungen als schmückende Beigabe beschieden sein. So soll der Kattowitzer Tierpark um 2 junge Löwen — ein Geschenk Sarrasanis — bereichert werden. Die Hauptattraktion aber wird darin bestehen, daß Sarrasanis berühmte Indianertruppe mit ihrem Siouxhäuptling „Weißer Büffel" ebenfalls erscheinen wird und uns Volkstänze und Prärielieder zum Besten geben wird. Dann will der Indianerhäuptling dem Stadtpräsidenten von Kattowitz eine richtiggehende Friedenspfeife überreichen.

Also, es wird sich etwas tun! Hoffentlich hält nun Sarrasani sein Wort, aber da er ein guter Geschäftsmann ist, wird er sich durch Nichterfüllung seiner vielsagenden Versprechungen nicht alle Sympathien der polnisch-schlesischen Bevölkerung verderben wollen. Denn wir hoffen, ihn mit seinem Riesenunternehmen im nächsten Jahre auch in Polen zu begrüßen.

# Zum 25jährigen Jubiläum der städtischen Berufsfeuerwehr

Das Jahr 1903 ist das „Geburtsjahr" unserer heutigen städtischen Berufsfeuerwehr. Damals zählte die Stadt Kattowitz bereits 32 643 Einwohner. Etwa 2000 Baulichkeiten waren in dem Städtchen vorhanden, welche sich auf einen Geländekomplex von 443,84 Hektar verteilten. Der damalige Magistrat legte am 7. Mai des Jahres 1903 der Stadtverordnetenversammlung ein ausführliches Memorial vor, in welchem nachstehende Magistratsbeschlüsse eingehend begründet wurden:

a) Ankauf des Grundstücks auf der jetzigen ul. Wojewodzka 11 für den Kaufpreis von 53 000 Mark;

b) Anschaffung neuer Löschgeräte für den Preis von 50 000 Mark;

c) Anlegung einer automatischen Alarmvorrichtung für die Summe von 20 000 Mark;

d) Bereitstellung eines Betrages von 4 200 Mark zwecks Umbau der Baulichkeiten auf der jetzigen ul. Wojewodzka 11 in ein Feuerwehrdepot;

e) Bewilligung von 4000 Mark für die Entlohnung der Mannschaften der Berufsfeuerwehr.

Die Stadtverordnetenversammlung trat dem Beschluß des Magistrats bei, so daß mit der Durchführung des Projektes unverzüglich begonnen werden konnte. Nach Umbau des auf dem fraglichen Grundstück befindlichen Gebäudes entstanden dort Räumlichkeiten für die Leitung der Wehr, sowie für die Mannschaften, ferner für die Unterbringung der Apparate und Gerätschaften. Ausgebaut wurden ferner Pferdeställe, sowie Werkstätten und Schuppen. In dem neuen Depot sind auch die Löschvorrichtungen, welche bis dahin von der Freiwilligen Feuerwehr aufbewahrt wurden, untergebracht worden. Eine Feuermelderanlage nach dem amerikanischen System „Gamewel" wurde eingebaut und auf diese Weise der Ausbau der Wehr vorgenommen. Zum ersten Alarm rückte die Bereitschaft der jungen Wehr, welcher ein Sergeant, ein Abteilungsführer und 8 Wehrleute angehörten, am 9. Dezember 1903 aus. Vorhanden waren: 1 Gespann mit Gasspritze und 1 Gespann mit einer mechanischen Leiter. Diese erste Bereitschaft war in der Lage, eine knappe halbe Minute nach dem Alarmsignal nach der Brandstätte auszurücken, eine Leistung, die man damals zweifellos sehr hoch bewerten mußte. Durch weitere Alarmvorrichtungen wurden Hilfsmannschaften der Freiwilligen- und Reservefeuerwehr ebenfalls in kürzester Zeit herangerufen, sodaß wenige Minuten später ein Mannschaftswagen mit 12 Wehrleuten nachrücken konnte. Durch die Sirene der Kattowitzer Gasanstalt konnten im Bedarfsfalle 20 Mitglieder der Reservefeuerwehr und 40 Mannschaften der Freiwilligen Feuerwehr, ferner 20 Mitglieder der Löschsektion der Baugewerkschule alarmiert werden. Durch technische Vervollkommnung und weitgehende Organisation wurde die städtische Berufsfeuerwehr, „das Mädchen für Alles", zu einem Faktor, ohne den eine Stadt wie Kattowitz nicht mehr existieren konnte. Die Errungenschaften der Technik und die fortschrittlichen Zeitverhältnisse brachten es mit sich, daß die heutige Kattowitzer Berufsfeuerwehr ausschließlich neuzeitliche Motorspritzen, Rettungs- und Löschapparate sowie mechanische Leitern und Gerätschaften besitzt. Das Feuerwehrdepot, welches sich im Laufe der Zeit als räumlich begrenzt erwies, wurde in den Jahren 1924—25 durch Neu- und Umbauten vergrößert. — Nachdem in diesem Jahre die Reservefeuerwehr aufgelöst wurde, besteht in Groß-Kattowitz neben der städtischen Berufsfeuerwehr nur noch die Freiwillige Feuerwehr.

Ein besonderes Verdienst um das städtische Feuerlöschwesen hat sich unstreitig der am 8. Februar 1926 verstorbene Branddirektor Josef Kuntze erworben, welcher als Gründer und erster Leiter der städtischen Berufsfeuerwehr und anerkannter Fachmann auf diesem Gebiete in einzig dastehender Weise die eigentliche Pionierarbeit leistete.

Mit der derzeitigen Leitung der Wehr ist an Stelle des ausgeschiedenen Brandmeisters Depta der Brandmeister Theodor Kosterka betraut worden. Zwei Jubilare können in nächster Zeit auf ihre 25jährige Zugehörigkeit zu der Wehr zurückblicken. Es sind dies Sergeant Felix Wurzel und der mit der Aufsicht des städtischen Fuhrparks betraute Wehrmann Johann Plesz.

Anläßlich der 25jährigen Jubelfeier der städtischen Berufsfeuerwehr hat das statistische Amt der Stadt Kattowitz ein Festbüchlein herausgegeben, in welchem der Verfasser, Stadtrat Wielebski, auf die wesentlichsten Ereignisse der Jubelwehr bis zur Gründerzeit eingeht.

**Der sturmerprobten Wehr zu ihrem 25jährigen Bestehen ein kräftiges Gut Wehr!**

# Kattowitz und Umgebung

**Deutsche Theatergemeinde. Die Anmeldungen für die Mitgliedschaft werden täglich von 10 bis 1½ und 4 bis 5½ Uhr in unserem Geschäftszimmer, Ring Nr. 3, parterre (Stadtapotheke Flureingang) entgegengenommen.**

**Beginn der Sprachkurse der Volkshochschule Kattowitz.** In nächster Woche beginnen die Sprachkurse der Kattowitzer Volkshochschule und zwar Montag Abend um 7 Uhr der Anfängerkurs in Polnisch sowie in Englisch im Lyzeum, Ecke Grundmannstraße und Wilhelmsplatz; um 8 Uhr, die beiden polnischen Fortsetzungskurse. Ferner sind beabsichtigt: 2 englische Lektürekurse, ein leichterer, in dem O. Wildes Erzählungen gelesen werden, und einer für Fortgeschrittene mit der Lektüre von Conrads „Youth". Ferner ein französischer Anfängerkursus und ein Konversations- und Lektürekursus für Fortgeschrittene mit Lesung eines Werkes von Romain Rolland. Anmeldungen wie nähere Auskünfte in der Buchhandlung von Hirsch am Ringe.

**Vergewaltigung einer Fünfzehnjährigen.** In der Wohnung einer Frau H. in Kattowitz wurden zwei Männer vorstellig, welche der Wohnungsinhaberin Toilettenseifen anpriesen. Einer der Männer, der H. Pytowski aus Königshütte, welcher blind ist, gab sich als Naturheilkundiger aus. Nachdem dieser die leichtgläubige Frau auf ihren Gesundheitszustand untersucht hatte, begab er sich zu dem gleichen Zweck mit der 15jährigen Tochter der Wohnungsinhaberin, mit Einverständnis derselben in ein Nebenzimmer. Dort vergewaltigte der Unhold das Kind. Pytowski und sein Komplize H. Rudnicki konnten inzwischen festgenommen werden.

**Zum Einbruch bei der Industriebau-A.-G. in Kattowitz.** Im Zusammenhang mit der bereits gemeldeten Festnahme der Täter, welche den aufsehenerregenden Einbruch bei der Industriebau-Aktiengesellschaft s. Zt. verübten und 105 000 Zloty Lohngelder entwendeten, wäre noch Nachstehendes zu berichten: Das polizeiliche Untersuchungsergebnis in dieser Affäre zeitigte einen vollen Erfolg. Nach längerer Beobachtung verschiedener verdächtiger Personen wurde die Kriminalpolizei auf den Walter Komorek aufmerksam, welcher in letzter Zeit in verschiedenen Vergnügungslokalen erhebliche Geldsummen verschleuderte. Festgestellt wurde zugleich, daß Komorek bei der geschädigten Firma tätig war und zwar bis zu seiner Verhaftung. Mit Walter Komorek wurde der Hermann Kretzek, ein bekannter Einbrecher, festgenommen. Die weiteren Ermittelungen führten zu der Auffindung der Geldsumme in Höhe von 41 000 Zloty, welche wie berichtet, in einem Waschbrett in der Wohnung des Kretzek vorgefunden worden ist. Als weitere Mithelfer, bezw. Mitwisser wurden von der Polizei der Bruder des Walter Komorek, der Johann Komorek mit seiner Geliebten Anna Bujok ermittelt, welche nach Posen verreisten, dort jedoch festgenommen werden konnten. Bei den Verhafteten fand man Geschmeide und neue Garderobenstücke vor, welche für einen Teil des gestohlenen Geldes angeschafft worden sind. Nach erfolgter Ueberführung der Arretierten nach Kattowitz wurden weitere Hausdurchsuchungen vorgenommen, mit dem Erfolg, daß auch in diesem Falle Geldsummen vorgefunden worden sind. Bis zur Stunde ist es der Polizei gelungen, Gelder in Höhe von 59 360 Zloty ausfindig zu machen. Die Verhafteten, welche geständig sind, wurden in das Kattowitzer Gerichtsgefängnis überführt.

**Im Restaurant bestohlen.** Dem Rudolf Maister aus Kattowitz wurden in dem Restaurant F. auf der ulica Pocztowa 722 Zloty gestohlen. Als Täter kommen ein gewisser Karl K. und Paul G. aus Kattowitz in Frage.

# Königshütte und Umgebung

**Aus der Magistratssitzung.** In der gestrigen Magistratssitzung wurde beschlossen, die von der Wojewodschaft in Aussicht stehende Anleihe von 200 000 Zloty unter Hinzunahme einer gleichen Summe für den Wohnungs- und Häuserbau zu verwenden. Infolge der größeren Anzahl von Kindern wurde für die kostenlose Schutzimpfung im Haushaltungsplan vorgesehene Summe von 3000 Zloty um 1000 Zloty erhöht. Dem Westmarkenverein wurden zu dem bereits in Höhe von 7500 Zloty gewährten Zuschuß für die Kinder in den Sommerfrischen ein weiterer Betrag von 1500 Zloty bewilligt, so daß die in diesem Jahre subventionierende Summe 9000 Zloty beträgt. Für die weitere Speisung der Kinder in der Hilfsschule an der ulica Bytomska wurden 200 Zloty genehmigt, ferner der Schwester Aniela als Unterstützungen für arme Kranke 1000 Zloty. Die Lieferung von Schulartikeln in Höhe von 1800 Zloty wurde mehreren Königshütter Firmen übertragen, desgleichen von 10 Hackeklötzern für die Markthalle der Firma Fink. Als Lehrkräfte für die Handelsschule wurden Fräulein Pieter und Wladislaus Jendralla angestellt. Etwaigen Ausflüglern, die unsere Stadt besuchen, werden die Polizeibaracken an der ulica Stabika als Unterkunft zur Verfügung gestellt und zwar wird für je ein Bett ein Betrag von 50 Groschen erhoben. Die an der ulica Wandy auszuführenden Kanalisationsarbeiten wurden dem Steinsetzmeister Kotalla übertragen, ferner die Instandsetzung der ulica Cmentarna und Hajducka der Baufirma „Budowa". Der bisherige Pächter des Redenberges Brandl hat das Pachtverhältnis mit der Stadt gekündigt. Die Kündigung wurde angenommen und beschlossen, die weitere Verpachtung für ein Jahr auszuschreiben.

**Der Magistrat vergibt Arbeiten.** Zwecks Ausführung eines Beschlusses, sollen die städtischen Häuser an der ulica Mickiewicza 72/74 renoviert werden. Somit wurden die Maurer-, Maler- und Tischlerarbeiten ausgeschrieben. Offerten müssen interessierte Firmen für die Maurer- und Malerarbeiten bis zum 11. September, vormittags 10,30 Uhr, für die Tischlerarbeiten bis 10 Uhr, an das städtische Bauamt, an der ulica Stawowa 1, Zimmer 26, einreichen.

**Mehr Vorsicht!** Verschiedene Straßen unserer Stadt weisen einen starken Autoverkehr auf. Wenn dann noch die Straßenbahn und die sonstigen Fuhrwerke hinzukommen, so ergibt sich ein lebensgefährliches Ueberschreiten solcher Straßen. Darum müssen sich die Passanten befleißigen, mehr Vorsicht an den Tag zu legen, um nicht ein Opfer dieses Verkehrs zu werden. Doch kann man sehr oft bemerken, wie Leichtsinnige sich direkt in die Gefahr begeben, darum ist es auch kein Wunder, wenn in letzter Zeit so viele Opfer der Autos werden. Zu den verkehrsreichsten Straßen gehört auch die ulica Wolnosci, hinzu kommen noch die Einmündungen der vielen Nebenstraßen, die durch hohe Häuser verdeckt werden und die Gefahr erhöhen, da man das Herannahen eines Autos oder der Straßenbahn nicht so leicht wahrnehmen kann. Darum ist gerade an diesen Stellen größte Vorsicht am Platze! Durch diese Umstände konnte es wieder gestern zu einem großen Unglück auf der ulica Wolnosci kommen, als ein Fuhrwerk von der ulica Jacka nach der Wolnosci fuhr und an der Einmündung von der Straßenbahn erfaßt worden wäre. Im letzten Augenblick jedoch gelang es, das Unglück zu verhüten, indem die Straßenbahn noch zum Halten gebracht werden konnte.

**Vom Rathause.** An Stelle des verstorbenen Dr. Knietzik wurde als Magistratsreferendar der Magistratsbeamte Stephan Urbanowicz befördert, ferner die Sekretäre Viktor Kuczera und Rudolf Broda zu Oberstadtsekretären.

**Es bleibt selten bei einem Unglück.** Wie noch erinnerlich sein dürfte, wurde während der vorjährigen Anwesenheit des Staatspräsidenten in Königshütte, der Feuerwehrmann Mrozik an der Chaussee am Stadion von einem Pferde erschlagen. Um die hinterbliebene Witwe vor der äußersten Notlage zu bewahren, wurde ihr eine Entschädigung von 5000 Zloty zuteil, die sie aber nicht mehr in Anspruch nehmen konnte, weil sie leider bei der Geburt eines Kindes ebenfalls das Zeitliche gesegnet hat.

**Belegschaftskonzert.** Am Sonntag, den 9. September, nachmittags 3½ Uhr, findet im Konzertgarten von Brzezina (früher Niestroj) in Bismarckhütte, ein großes Konzert für die Belegschaft der Bismarckhütte statt, ausgeführt durch die Hütten- und Grubenkapelle unter persönlicher Leitung des Kapellmeisters Herrn Tschauner. Das Programm ist reichhaltig und gewählt. Werke von Lortzing, Moniuszko, Wagner, Bach, Beethoven und andere kommen zum Vortrag.

## Siemianowitz

**Abgelehnter Protest.** Der Protest bezüglich der Betriebsratswahlen auf Richterschächte, gegen welche Einspruch erhoben wurde, ist vom Bergrevieramt Kattowitz als unbegründet abgelehnt worden. Die nächste Berufungsinstanz ist das Oberbergamt.

**Was ist mit unserer Autolinie los?** Ein Auflauf entstand an der Haltestelle der Kreuzkirche. Die Passagiere weigerten sich, in das grüne Auto zu steigen, weil es in der vorhergehenden Tour bei Hohenlohehütte ohne Benzin stehen blieb. Benzin mußte erst der Begleiter aus Kattowitz heranholen. Der Tumult wurde so groß, daß der Konzessionsinhaber des Autos samt dem Wagen flüchtete. Wann fahren wir denn mit dem Auto nach Kattowitz pünktlich zurück?

**Lichtpreisermäßigung!** Laut wohlwollender Verfügung des H. Oberdirektors Schnapka der Bergverwalt. Vereinigte Königs- und Laurahütte, hat sich die Lichtpreisermäßigung für abgebaute Angestellte, Beamte, Invaliden und deren Hinterbliebenen noch immer nicht ausgewirkt. Die Ermäßigung betrug 35 Groschen auf die Kilowattstunde. Eine ausführliche Regelung wird gewünscht.

**Schutzengel mein!** Laß mich Dir empfohlen sein! dachte auch ein 4jähriger Knabe, als er von dem Milchwagen der Frau Roi (Roi-König) überfahren wurde. Das Vorderrad ging dem Knaben über die Brust hinweg, das Gefährt blieb sofort stehen. Etwas weinend richtete sich das Kind auf und verschwand. Wem gehört der unglückliche Glückliche? Nachträgliche Folgen des Unfalles können sich immer einstellen!

**Trink, Brüderlein trink,** — trinke aber nicht zu viel. Da hatte der Wagenstößer Z. vom Ficinusschacht das leidige Pech, um ½8 Uhr abends bereits an dem Standbild des hl. Johannes in Siemianowitz, Ecke Parkstraße, einzuschlummern. Nachdem ihn der Polizeiwachtmeister weckte, fehlte Z. die Uhr mit Kette und die Brieftasche mit 30 Zloty Inhalt. Unter anderen Umständen wäre dieser schwere Schlaf sehr wünschenswert.

**Einbrecher** drückten eine Fensterscheibe beim Bäckermeister Nowak ein, um einzusteigen, wurden aber von den Bäckergesellen verscheucht.

## Myslowitz

**Eröffnung der neuen Handelsschule.** Für den kommenden Montag ist die Eröffnungsfeier bei der neuen Handelsschule in Myslowitz, ulica Szkolna 3, angesetzt worden, bei welcher behördliche Vertreter zugegen sein werden.

## Schwientochlowitz u. Umgebung

**Ein Schmuggler erschossen.** An der Grenze von Hohenlinde wurde in der Nähe von Redensblickschacht ein Schmuggler, der über die „grüne Grenze" Waren aus Deutschland schmuggeln wollte, von einem polnischen Zollbeamten erschossen.

# Unterhaltungsbeilage des Volkswille

## Tage in Brioni

Von Klabund †.

Es ist 12 Uhr mittag.

Vor dem Hotel am Strand sitzt nur der italienische Händler mit seinen farbigen venezianischen Lederwaren· Handtaschen, Portefeuilles, Hausschuhen, Streichholzbehältern.

Die Hauptfarben sind braun, rot, grün und gold. Vor allem viel Gold, Gold, Gold, Gold. Venedig, die Stadt der Dogen, prunkt mit Reichtum. Ehedem mit echtem, heute mit vorgetäuschtem.

Es fällt mir auf, daß alle Händler, die herkommen, zahllose Muster von Streichholzbehältern in Leder, Holz, Metall feilzubieten haben.

Es scheint, daß die Italiener gern mit dem Feuer spielen.

Gestern war ich auf dem alten Fort Tegetthoff. Jetzt ist es eine düstere, mit verrostetem Stacheldraht umgebene Ruine, in der nicht das Grauen, sondern einige italienische Arbeiterfamilien wohnen, die bei Herrn Kupelwieser, dem mit (auf eigenem Boden gewachsenen) Lorbeer gekrönten König von Brioni, beschäftigt sind. Die Dynastie Kupelwieser hat den Weltkrieg relativ unbeschädigt überstanden und erfreut sich nach wie vor des schönsten Besitztums von Istrien: eine ganz eigen- und einzigartige Mischung von Landschaft, Hotel, Herrensitz und Sportplatz. Der geniale Charakter der Insel, die eine maßvoll verwilderte Fortsetzung der Hotelanlagen ist, gibt den Hotelgästen das Gefühl, auf einem großen Gut mit subtropischer, im englischen Stil frisierter Vegetation zu Gast zu sein. Die mehr oder weniger vornehmen Gäste spielen Polo, Golf, Bridge. Sie segeln, sie schwimmen, sie reiten, sie tanzen, sie flirten und sind in der Lage, ihre Zeit damit auszufüllen und ihre Geldbeutel damit zu leeren. Besonders billig ist es ja infolge des hohen Standes der Lira für Ausländer nicht. Man muß sich die Gewißheit, mehr als 500 Berliner hier unter keinen Umständen zu treffen (das Hotel hat nicht mehr Fassungsraum), etwas kosten lassen, 50 000 Berliner, wie in Swinemünde, Heringsdorf oder Westerland, sind ja erheblich billiger zu haben.

Jetzt ist es 12,30 Uhr mittags. Ein Teil der Gäste planscht im Seebad Saluga. Ein anderer Teil schnarcht noch. Ich sitze am Strand, das Hotel vor mir, und sehe überall noch die heruntergelassenen Rouleaus. Gestern abend wurde in „Zirkus", im Freien, bei unentgeltlicher Vollmondbeleuchtung, bis Mitternacht Tango und Blackbottum getanzt. Danach ging ein Kreuzdonnerwetter nieder und vertrieb die Abendtoiletten von Chanell, Ungar, Gerson und die Smokings in die Bar. Hier setzte sich das fröhliche Treiben bis in die Morgenstunde fort, die in Brioni mehr Gold im Munde hat als anderswo. Es wurde noch gepokert.

Jetzt ist es gleich 1 Uhr. Meine Frau schläft immer noch, und natürlich bin ich daran schuld, „daß es wieder einmal so spät geworden". Früh oder spät, zu früh oder zu spät — wir Männer (falls wir uns trauen, noch diesen aus vergangenen herrlichen Zeiten verbliebenen Ehrentitel zu tragen) sind immer schuld und müssen immer unser Mater peccavi beten. „Hütchen ist an allem schuld," heißt eine Oper von Wagner (Siegfried).

Ich gehe zum Badestrand. Ich begegne Pyjamas und Bademänteln in allen möglichen Couleurs, die zurückkommen.

Im Wald ist es ganz still. Plötzlich beginnt oben in einem Baum eine Zikade zu knarren. Sie macht den gleichen Skandal wie ein Waldteufel auf dem Weihnachtsmarkt oder wie ein Ford aus ehemaligem österreichischen Heeresbestand drüben auf den jugoslawischen Chausseen, wie er von Cattaro nach Cetinje die schwarzen Berge emporzutösen pflegt.

Ich bin fast allein im Bad. Ein verspäteter Graf (die meisten Herren hier sind Grafen) und ein verfrühter Oberkellner bevölkern außer uns das Meer. (Das Hotel- und Dienstpersonal badet von 2 bis 4 Uhr.)

Ich schwimme zum Fluß hinaus, hole mir das übliche Quantum Sonnenbrand, das der Mensch hier zu seinem Wohlsein braucht, und segle dann nach Hause.

Alle schönen Damen und alle interessanten Herren sind schon zum Lunch versammelt.

Die Frauen sind alle schön, und die meisten Männer auf der schmalen Grenzscheide zwischen akuter Verblödung und latentem Irrsinn.

Ich wage nicht, mich auszuschließen, gehe nach dem Essen zum Tanzplatz — in der glühendsten Sommerhitze wird hier im völlig schattenlosen „Zirkus" mittags von 2—3 Uhr (!!!) getanzt. Ich nehme meinen Kodak mit und mache 18 Tanzaufnahmen, worauf ich, von einem leichten Hitzschlag gerührt, ins Bett sinke und schlafe, schlafe, schlafe. Und träume: von einem Riesenhummer, der mich von der Sonne rot gesottenen Menschen abends zum Diner verspeist.

## Rheinische Schnurre

### Der gestochene Junge.

Da saßen in einer Lagerbierkneipe der Altstadt drei Schautemänner zusammen, die Köpfe nahe beieinander und die Ellbogen mitten auf dem Tisch. Laut und aufgeregt disputierten sie über irgend etwas, das sehr wichtig zu sein schien. Ganz in der Nähe saß an einem anderen Tisch ein frischgebackener Polizist in seinen Zivilkleidern, denn er hatte gerade seinen dienstfreien Tag. Die drei am Nebentische wurden immer aufgeregter, dann plötzlich tuschelten sie zusammen und dann schlug einer von ihnen mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser rappelten.

Der Polizist spitzte die Ohren, denn er witterte etwas Gesetzwidriges.

„Et es jo nit wohr!" hörte er den einen rufen, der mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatte, „wie kannste sage, dat ich de Jong jestoche han!" Du häs 'm jestoche! He d'r Wellem es Zeuge! Jä, Wellem, hät d'r Hendrich zeäwens nit de Jong jestoche??"

„Eja," antwortete der Wellem, „dat han ich selwer jesenn, Henderich. Alles, wat recht es. Du häs 'm jestoche!"

„Sühste no!" rief der erste, „wä hät no Recht? Wie köm ich denn söns derzu, eso jet ze sage! Du häs de Jong jestoche on jetz moßte och de Folge drage!"

Den Polizisten waren unterdessen die Ohren immer länger und spitzer geworden, die Glieder fingen an zu zittern vor Aufregung. Er wollte schon nach seinem Säbel greifen, aber da merkte er, daß er in Zivil war. Sein gestern gekauftes Notizbuch, das noch von keinem Protoköllchen geweiht war, hatte er auch zu Hause liegen gelassen. Seine Aufregung wurde immer größer. Er sah hier einen „schweren Fall" vor sich, so einen, von dem ihm gestern noch der Herr Inspektor erzählt hatte. Was sollte er jetzt tun? Einfach still fortgehen und sich um nichts kümmern, weil er ja keinen Dienst hatte, das ging gegen sein unberührtes kriminalistisches Gewissen. Schließlich stand er leise auf und ging an den Schanktisch, hinter dem der „Baas" saß und eine Zeitung studierte. Er tippte ihm auf die Zeitung und raunte ihm zu:

„Geben Sie mal 'nen Augenblick auf die drei Leute da hinten an dem Tisch acht und lassen sie keinen davon aus dem Lokal! Ich komme sofort wieder!"

„Wat is denn los met dene? Dat is doch der Schnüffkes Deiodor, d'r Füselches Franz on d'r Latze Anton! Dat sind, sovill ich weeß, anständije on vernönftje Lütt! Wat solle die denn op eemol verbroche han? Ich jlöv, Ehr hatt Oech en die Lütt verdonn!"

Der Polizist schüttelte heftig den Kopf und erwiderte bloß:

„Ich mache Sie verantwortlich, wenn einer von denen sich fortmacht!"

Damit lief er aus der Wirtschaft und rannte nach Hause, zog sich flink seine Uniform an, die er in der Hast verkehrt zuknöpfte, schnallte sich den Säbel um und steckte das neue Notizbuch zwischen den zweiten und dritten Knopf, von oben gerechnet. Dann eilte er wieder nach der Wirtschaft. Gott sei Dank! Die drei saßen noch da und zankten sich immer noch.

Der Polizist kniff die Augenbrauen zusammen und trat mit gewichtigen Schritten näher, daß der Boden zitterte.

Die dreie wurden still und sahen erstaunt, wie der Polizist auf sie zuschritt.

Der Polizist legte dem Füselches Franz, der ihm am nächsten war, die Hand schwer auf die Schulter und sagte streng:

„Ich fordere Sie auf, mir zur Wache zu folgen!"

„Ich??" rief Füselches Franz.

„Nein, Sie allein nicht, alle drei!"

Der Wirt kam bestürzt heran. Der Zapfjunge benützte die Gelegenheit rasch und stahl sich ein paar Zigaretten. In der Türe drängten sich Neugierige, die den Polizisten hatten hineingehen sehen.

„Wieso metgonn?" fragte Füselchen Franz, „wat hammer denn gedonn?"

„Sie sind dringend verdächtig, einen Jungen gestochen zu haben!"

Erst sahen ihn die drei mit dummen Gesichtern an, dann aber fingen sie an zu lachen, daß der Polizist beinahe auf einen Stuhl fiel und sich dabei den Säbel zerbrochen hätte.

Die drei hatten nämlich Karten gespielt, und wer etwas davon versteht, wird wissen, was der Ausdruck bedeutet:

„Du häs de Jong jestoche!"

## So eine Gemeinheit

Von Georges Pourcel.

„Wie geht es Jules?" fragte Ernest Chambly, gleich nachdem er eingetreten war.

„Leider geht es nicht gut", erwiderte Frau Jules, Trimouillat meinte, es sei eine Nervenkrankheit."

Aus dem Nebenzimmer hörte man eine klagende Stimme: „Madeleine, was ist denn da schon wieder los? Du weißt doch daß ich keinen Lärm vertragen kann!"

„Es ist dein Freund Ernest, der dich besuchen will."

Der Kranke saß, mit einer Samtjacke angetan in einem bequemen Lehnstuhl eingebettet in einer Menge weicher Kissen.

„Halloh — alter Jnuge — das laß ich mir gefallen — du hast es gut. Du gleichst einer klassischen Komödienfigur", sagte Ernest und lächelte ermunternd.

„Welche Komödie, mein Freund, laß die Witze, die Sache ist sehr ernst. Ich gewöhne mich schon so langsam an den Gedanken, sterben zu müssen."

„Pfui — wirst du gleich aufhören, so zu reden, du böser Mensch!" entfuhr es seiner Frau, die dicht an ihn herantrat. Sie ordnete zärtlich seine Kissen.

„Wie ist es denn nur gekommen?" fragte Ernest.

„Setz dich näher zu mir. Ich kann das laute Sprechen absolut nicht vertragen, verstehst du mich, sooo — nun höre zu. Madeleine, bringe mir noch ein Kissen, auch noch ein Stück Schokolade — und dann geh hinaus in die Küche und bereite die Medizin."

„Deine Frau ist ja ein wahrer Engel!"

„Ja, sie ist eine gute Krankenpflegerin, aber ihre Mutter — — es ist ihre Schuld, daß ich krank wurde. Seit unserer Verheiratung hat sie mich angeschnauzt und geplagt. Ich nähme keine Rücksicht auf Madeleines Gesundheit. Ich reinigte meine Füße nicht genügend auf der Matte vor der Tür. Ich bemäkelte das Essen. Kurz und gut, ich wäre ein Haustyrann und Erzschwein. Ich wäre Egoist! Das Resultat ihrer endlosen Jeremiaden war, daß ich Madeleine bei der Hausarbeit helfen mußte. Das war nun sehr anstrengend und schließlich wurde ich natürlich krank und mußte den Arzt holen lassen. Er verbot mir jegliche Hausarbeit. Das sei keine Beschäftigung für einen Mann, ich müsse Ruhe haben und vor allen Dingen dürfe mir kein Ungemach widerfahren, sonst könne er für die Folgen nicht garantieren."

Jules Trimouillat nahm einen Bonbon und fleſcherte langsam darauf herum. Dann fuhr er fort: „Trotz dieser ernsten Warnung kann sich meine Schwiegermutter aber nicht im Zaume halten. Sowie sich die geringste Besserung in meinem Zustande bemerkbar macht, taucht sie vor mir auf, um mir zu erklären, wie überanstrengt Madeleine sei. Wenn das so beibleibt, halte ich es nicht mehr lange aus. Wenn sie jetzt hereinkommt, darfst du kein Wort davon erwähnen, daß ich etwas besser aussähe, dann benutzt sie nämlich gleich wieder die Gelegenheit."

Die beiden Damen traten ein, und wir plauderten gemütlich miteinander. Jules befand sich scheinbar ganz wohl, machte und amüsierte sich und war für einen Augenblick der alte Jules. Madeleine war ganz hoffnungsfroh, und ihr kleines, müdes Gesicht blühte ordentlich auf. Beide Frauen waren bemüht, es dem Patienten angenehm zu machen, und man merkte keineswegs irgendwelche bösen Absichten seitens der Schwiegermutter. — Da ereignete sich plötzlich etwas, das die ganze Stimmung verdarb.

„Sehen Sie, Herr Chambly," sagte die Schwiegermutter, „wie Ihr Besuch ihm guttut — er ist ganz munter geworden."

Augenblicklich verzerrte sich das Gesicht des Kranken. Er wurde aschgrau. „Nein, es geht mir durchaus nicht gut," zeterte er. „Ich habe andauernd Schmerzen, mein Kopf ist so leer und ich fühle Stiche in der Herzgegend."

In plötzlicher Raserei erhob er drohend die Gabel: „Aergere mich jetzt nicht, Schwiegermutter, du weißt, der Arzt hat gesagt, daß ich keine Aufregungen vertragen kann."

Dann wandte er sich an seinen Freund: „Schiebe deinen nächsten Besuch nicht zu lange auf, sonst wirst du mich nämlich nicht mehr antreffen."

Madeleine erhob sich mit tränenerfüllten Augen.

„Schone deine Frau, sie sieht recht müde aus!"

Eines Morgens empfing Ernest Chambly einen Trauerbrief, in dem mit großen Buchstaben der Name Jules Trimouillat stand.

Armer Kerl, dachte er, — und ich, der ich seine Krankheit nicht ernst nahm. Hat er also doch recht gehabt.

Als er aber näher hinsah, entdeckte er, daß dort Frau Jules Trimouillet stand. Madeleines zerquältes, kleines Gesicht mit dem schmerzlichen Lächeln tauchte vor ihm auf...

Er traf seinen Freund scheinbar wohl, aber äußerst bekümmert an.

„Was soll nur aus mir werden?", greinte er mit fast versagender Stimme. „Wie konnte Madeleine auch so etwas tun! Sie wußte doch, daß ich nicht die geringste Aufregung vertragen — wie konnte sie nur — — — —

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.



**Die internationale Automobilausstellung in Prag**
wurde durch den tschechoslowakischen Arbeitsminister, den Deutschen Dr. Spina (X), eröffnet.

# Seltsame Hochzeitsgebräuche

Von Hedda Wagner.

Tod, Geburt und Eheschließung — diese drei wichtigsten Vorkommnisse im Leben des Menschen werden bei fast allen Völkern und zu allen Zeiten in feierlicher Weise begangen, und gerade bei diesen Gelegenheiten sehen wir eine Fülle von Sitten und Gebräuchen sich entfalten, in deren verwirrender Menge manche uns anmutig, manche widerlich, die meisten aber höchst absonderlich erscheinen. In dieses Chaos von Handlungen, Brauchtum und Anschauungen Ordnung gebracht und das zugrundeliegende Gesetz entdeckt und aufgewiesen zu haben, ist das Verdienst jener Schule von Ethnographen und Erforschern der menschlichen Lebensformen, welche auf dem Boden der von unserem genialen Landsmanne Freud begründeten Psychoanalyse stehen.

In Oesterreich, wo die Ehe ein rechtlich kirchlicher Vertrag ist, sind die damit verbundenen Zeremonien nur mehr wenig symbolischer Natur; die Konvention hat vielmehr sich der Sache als einem rein familiären Feste bemächtigt, das nicht viel über Beten und Essen hinauskommt. Aber dafür — welche Fülle von Sinnbildern und Gebräuchen bei anderen Völkern anderer Zonen!

Die japanische Braut ist ganz in Weiß gekleidet, deshalb, weil dies die Farbe der Trauer ist, darüber, daß das junge Mädchen durch die Ehe aus der väterlichen Sippe ausscheidet. Zum Abschied überreicht ihr der Vater ein Schwert, auf daß sie es im Notfall, wenn ihre Ehre auf dem Spiele steht, gebrauche. Die im Zimmer des Bräutigams stattfindende Trauungszeremonie besteht im Trinken von neun Bechern Reiswein, wobei tiefstes Stillschweigen beobachtet werden muß. Erst dann erfolgen Glückwünsche der Verwandten und Darbringungen von Geschenken.

Bei den Singhalesen auf Ceylon wird der sich zur Braut begebende Bräutigam am Hochzeitstage von zwei Männern ihrer Verwandtschaft am Eintreten verhindert, und es entspinnt sich ein Wechselgang, bei dem zuerst der Zutritt verboten, dann erlaubt wird; ein Ueberbleibsel der seinerzeitigen Verhandlungen zwischen den Familien nach stattgefundenem Brautraub. Sodann setzen sich die Brautleute auf ein weißes Tuch, nehmen mit der rechten Hand aus einer Schüssel gekochten Reis und stecken ihn sich dreimal gegenseitig in den Mund. Dann bindet ihnen der älteste mütterliche Onkel die kleinen Finger zusammen, und die Brautleute reißen sich wieder los: damit ist die Ehe vollzogen und das neue Paar begrüßt seine Gäste, indem es ihnen langes Leben wünscht. Sodann folgt Unterhaltung und Bewirtung.

Bei den Bewohnern Südindiens wird die Ehe meist durch Umhängen eines goldenen Schmuckstückes um den Hals der Braut oder durch Zusammenbinden der Hände des Paares oder der Zipfel ihrer Hüfttücher geschlossen. Aber davon gibt es ganz wunderliche Ausnahmen, so z. B. wenn bei den Leuten von Kanara und Orηia ein Wandschirm zwischen dem Brautpaar aufgestellt wird, über den hinüber die Braut Salz und Reis auf den Kopf des Bräutigams werfen muß.

Bei den Linganat hat der Barbier eine drollige Rolle unter den Hochzeitsgebräuchen zu spielen; er muß, nachdem er den Bräutigam rasiert und die Zehen der Braut mit einem in Milch getauchten Mangoblatt betupft hat, ihre Köpfe mit zerlassener Butter besprengen, wobei ein um seinen Hals gebundener schwerer Stein und hinten an einem Strick ziehende Kinder ihn nach Kräften zu hindern bestimmt sind.

Bei den Stämmen von Bengalen — Nordostindien — finden wir unter einer Menge merkwürdiger Hochzeitsgebräuche auch folgenden: das Brautpaar bemalt sich gegenseitig die Stirn mit Zinnober, wobei es zwar nebeneinander stehn, sich aber beileibe nicht ansehen darf. Womöglich aber noch absonderlicher geht es bei einer Mundahochzeit zu. Die Braut holt beim Fluß eine Kanne Wasser und trägt sie auf dem Kopf heim, wobei sie diese mit der Hand stützt. Der Bräutigam folgt ihr und schließt einen Pfeil durch das Loch, das ihr nach oben gerichteter Arm mit der Kanne bildet. Nun muß die Braut bis zu der Stelle gehen, wo der Pfeil niedergefallen ist, und ihn mit dem Fuße aufheben, in ihre Hand befördern und anmutig dem Bräutigam überreichen. Dieses immerhin schwierige Akrobatenkunststück ist die entscheidende Ehezeremonie.

Auch in Assam, jenem Gebirgsland zwischen China, Indien, Tibet und Siam, geht es bei Hochzeiten wunderlich zu. Bei den Garostämmen wird ein Hahn und eine Henne geopfert, dann schlägt ein Freund den Bräutigam mit der Henne und die Braut mit dem Hahn — und die Ehe ist geschlossen. — In Tibet ist die Ehe, wie in allen buddhistischen Ländern, keine religiöse Sache, sondern ein Zivilvertrag. Sie braucht nur bekanntgegeben zu werden, um als geschlossen zu gelten. Es finden also nur gesellige Festlichkeiten und Schmausereien statt, wobei oft die höflichste Begrüßungsformel der Tibeter angewendet wird, die darin besteht, daß man sich gegenseitig die Zunge herausstreckt, ein für uns Europäer mehr verblüffender als feierlicher Anblick.

Auch Nordasien liefert uns seltsame Beispiele. Bei den Jakuten erscheint der Bräutigam hoch zu Roß und bringt viel Fleisch mit. Indes sich alle Gäste im Hof des Brauthauses versammeln, bleibt der Bräutigam allein draußen, bis er von seinem Vater mit einer Peitsche hineingetrieben wird; sodann segnen ihn die Schwiegereltern, wobei ihn sein Vater von rückwärts umfaßt und dreimal zu ihren Füßen niederlegt. Sodann werden Braut und Bräutigam jedes in eine andere Ecke, mit dem Gesicht zur Wand, gesetzt, und so müssen sie bleiben, bis das Festmahl zubereitet ist und beginnen kann. Bei den Burjäten flechten sich am Hochzeitstag die Braut und ihre Freundinnen alle an den Zöpfen zusammen und schließen sich in einer Hütte ein. Dann kommt der Freier, und dessen Aufgabe ist es nun, diesen Knäuel aufzulösen, die Braut von ihren Gefährtinnen zu trennen und sie zu veranlassen, ihm in sein Haus zu folgen, was auch nach längerem Zureden geschieht.

Bei den Drusen, die, obwohl Mohammedaner, sich mit einer einzigen Frau begnügen, und fast immer innerhalb ihres Stammes heiraten, überreicht die Braut dem Bräutigam einen schönen Dolch, eingewickelt in ein von ihr gewebtes Tuch. Die Braut ist in einen roten, goldbeflitterten Schleier gehüllt; im Brautgemach nimmt ihr der junge Gatte diesen ab und schmückt sie mit dem Tantur, einer Mütze, die in eine silberne oder zinnerne Röhre ausläuft und hoch emporragt, ähnlich wie bei einem Einhorn. Diesen beschwerlichen Putz trägt die Drusenfrau ihr Leben lang.

Bei einer Hottentottenhochzeit wird der Braut von ihrem nächsten Verwandten der Magen des Rindes, das zum Fest geschlachtet wurde, über den Kopf gestülpt und dazu gewünscht, daß sie so fruchtbar sein möge wie eine Kuh. Sodann folgen Glückwünsche, ein Schmaus mit Honigbier und — allgemeine Besoffenheit. Bei den Bewohnern der Insel Madagaskar wird die Braut in festlichem Zuge in ihr neues Heim gebracht, dreimal geht dieser Zug zuerst um die Hofmauer, dann um das Haus, endlich um den Herd; während dieser ganzen Zeremonie muß die Großmutter der Braut mit gekreuzten Beinen vor ihrem Hauspfeiler sitzen — dies soll die Beständigkeit des neuen Haushaltes sichern, was bei der großen Lockerheit der sexuellen Sitten in Madagaskar nicht unangebracht sein mag.

Aber auch in unserem Erdteil haben sich besonders bei den nördlichen Völkerschaften bemerkenswerte Hochzeitssitten erhalten; so zum Beispiel bei den Kareliern, einem finnischen Stamme. Hier spielt das Weinen die größte Rolle; von der Verlobung angefangen, bei der Einladung zur Hochzeit, dem Uebergeben der Hochzeitsgeschenke bis zum eigentlichen Hochzeitstage wird von der Braut, ihren weiblichen Verwandten und Freundinnen aus Leibeskräften geweint, bei jedem Besuch, bei jeder Danksagung für ein Geschenk fließen Tränenströme, wobei von Zeit zu Zeit der Kopf bis zur Erde geneigt wird. Nach dieser kläglichen Einleitung wird unter mancherlei Gebräuchen, die noch an die Opfer für den Sonnengott erinnern, Salz und Brot zum Genusse der Festgäste hergerichtet; sodann wird die Braut über ihr Alltagsgewand mit den Hochzeitskleidern bekleidet, was natürlich zu weiterem Weinen den Anlaß bietet. Dann wird die Braut in eine Ecke gesetzt und ein Vorhang vor sie gezogen. Der Bräutigam holt sie hervor, und nun muß das junge Paar je ein Stückchen angebrannten Feuerschwamm hinunterschlucken. Ein drittes wird unter eine am Boden stehende Bratpfanne gestellt. Hierauf begibt man sich zur Kirche; nur der Zeremonienmeister, ein Verwandter, der das bisher Beschriebene geleitet hat, bleibt daheim — ein angedeuteter letzter Protest der Heidengötter, die er vertritt, gegen das Christentum. Vor der Kirche überreicht der Bräutigam der Braut ein Kopftuch, an dem er sie in die Kirche hineingeleitet.

Es wäre sehr reizvoll, im einzelnen dem Sinn all dieser oft so absurd anmutenden Gebräuche und Anschauungen nachzugehen; denn, daß sie einen, und dazu gar einen bedeutsamen, haben, das steht fest! Eins ist bemerkenswert: alle Gebräuche, Zeremonien und Sitten sind abgeschwächte Zauberhandlungen, teils Schutz, teils Abwehrzauber, dazu natürlich auch Fruchtbarkeitsmagie. In bedeutsamen Momenten des Daseins hat es die Menschheit immer wieder versucht, sich klar zu werden über sonst im tiefsten Seelengrunde verborgene Triebe, sie zu ihrem Rechte kommen zu lassen, oder — wenn sie schädlich und sündhaft waren — sich reinigend von ihnen loszulösen. Und aus diesem Streben sind, wie bei Geburt und Tod, auch alle Bräuche bei der Hochzeitsfeier hervorgegangen.

# Ernte

Von Albert Leitich-Wien.

Der Mond war so rein wie ein Edelstein, und sein Licht, das auf die Erde fiel, ließ das Korn glänzen. Durch den blanken Himmel zog ein einsames, weißes Wölkchen, es segelte zögernd am Monde vorbei und war wie ein sanftes Lächeln der Nacht. Die ferne Nachtigall sang ihr Lied und das Firmament wurde immer heller. Bald darauf begann es langsam Tag zu werden. Unversehens tauchte die rote Scheibe der Frühsonne auf. Ihre grellen Strahlen liefen bis in den verborgensten Winkel und vergoldeten die reifen Halme der wogenden Kornfelder.

Schon in der nächsten Stunde herrschte überall eine sengende, drückende Schwüle. Die Bienenkörbe ließen schäumend ihren Honig überlaufen, und all die bunten Bauerngärten rochen danach.

Adam Kraft schlug die Augen auf. Er schloß sie jedoch gleich wieder, da das scharfe Tageslicht ihn blendete. Wollüstig dehnte und streckte er sich in dem behaglichen Bette, in dem es nach Schweiß und Heu roch. Der Bauer fühlte sich in diesem Halbschlummer frei und glücklich. Dann jedoch kam es ihm zum Bewußtsein, daß er nun aufstehen und aufs Feld hinausfahren müsse, und eine dumpfe, lähmende Verdrossenheit übermannte ihn. Man war jetzt mitten in der Erntezeit. Diesen Sommer herrschte eine entsetzliche Dürre, und ein jäher Wetterumschlag war stündlich zu erwarten. Adam Kraft hatte noch viel Jungfutter im Freien stehen — also hieß es flink sein.

Irgendwo krähte ein Hahn, und aus dem Stalle drang das Brüllen der hungrigen Kühe. Adam Kraft konnte keine Ruhe mehr finden. Er erhob sich mißmutig und kleidete sich an. Mit seinen schweren, hohen Stiefeln stampfte er an das niedrige Fenster und öffnete es, mit den derben, roten Fäusten an den Griffhaken reißend. Eine wunderbare, klare, satte Luft drang in die Stube. Der leichte Wind, der sich im Westen zu erheben begann, rauschte in den alten Birnbäumen, die vor dem Fenster standen.

Der Bauer sah nachdenklich und prüfend zum Firmament empor. Er schüttelte einige Male den Kopf und spuckte auf der frisch gescheuerten Diele nieder. Hierauf stopfte er gemächlich die Pfeife, entzündete langsam den knisternden Tabak und ging ins Freie.

Unter dem breitesten Birnbaum stand Hanne. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, hatte ein blühendes, gesundes Aussehen und ein gutes, feines Gesicht. In der Linken hielt sie eine Schüssel voll Körner, die sie mit der Rechten den gackernden Hühnern vorstreute. Sie blickte auf und bemerkte Adam Kraft.

„Guten Morgen, Bauer!“ sagte sie.

Er lachte sie freundlich an, ließ den Wagen anspannen und fuhr aufs Feld hinaus.

Weit in die Ferne bis zu den grünen Berglinien dehnten sich die Felder aus. All das viele Getreide gleich einem großen, gelben Mantel, der über die dampfende Erde gebreitet war.

Die Sonne rückte immer weiter vor. Sie bildete einen glühenden Feuerball im wolkenlosen Blau des Himmels. Kein Luftzug regte sich und alles stöhnte und ächzte unter der Last der Hitze, die stetig zunahm. Sonnenverbrannt und schlaff hingen die Halme da und ein feiner, mehliger Staub begann sich überall festzusetzen. Man hörte kein Vogelgezwitscher, kein Grillengezirpe, ab und zu nur das Dengeln einer Sense. Dann fuhren wieder wie auf Kommando alle Schneiden schief in das hohe Korn und gleichmäßig fielen die Garben hin.

Adam Kraft arbeitete für zwei. Denn ihn ängstigte das Wetter und stets glaubte er in der Ferne den Donner rollen zu hören. Zu Mittag kam Hanne und brachte ihm das Essen. Wegen der großen Hitze trug sie nur ein Hemd und darüber einen leichten Rock. Das Licht, das durch die dünnen Stoffe drang, ließ das Mädchen nackt erscheinen.

Die Augen des Bauern funkelten vor sinnlicher Erregung. Jetzt, wie sich das Mädchen bückte, hatte er ihren jungen unverhüllten Busen dicht vor sich. „Wie hübsch sie geworden ist!“ dachte er sich.

Und nach einer Weile redete er sie an: „Wie alt bist du, Hanne?“ „Zweiundzwanzig!“

„Na da kannst du ja schon mit mir Hochzeit machen!“ meinte er scherzend. Hanne wurde feuerrot im Gesicht und ging.

Adam Kraft dachte zurück und fand plötzlich, daß er eigentlich schon sehr alt war. Damals, als er Hanne als Findelkind aus Erbarmen zu sich genommen hatte, war er dreißig, also mußte er jetzt fünfzig sein. Das kam ihm ganz wunderlich vor und er konnte es gar nicht glauben. Wo all die Zeit hingekommen war? So spurlos hinabgesunken! Adam Kraft hatte gar nicht bemerkt, daß er grau wurde.

Jeden Morgen stand er in zeitiger Frühe auf und machte die Runde durch den Hof und die Stallungen. Dann ging's im Sommer hinaus auf das Feld, im Winter in den vereisten Wald. Einen Tag wie den anderen. Hie und da unterbrachen Feiertage das ewige Einerlei der Arbeit und Plage. Adam Kraft ging zu solchen Zeiten hinab in den Krug. Zuerst schwieg er, aber später, wenn er einige Gläser Wein getrunken hatte, fing er zu reden und zu erzählen an. Am nächsten Morgen aber war der Bauer wieder früh an der Arbeit. Darüber ging die Zeit hinweg. Jahraus, jahrein.

Nun stand er an der Schwelle des nahenden Alters, dem Tode ein gut Stück näher. Eigentlich war alles nutzlos gewesen! Wozu war es? Weshalb denn? Ein lähmendes Entsetzen vor diesem furchtbaren, unausbleiblichen Ende erfaßte Adam Kraft. Er fühlte einen heftigen Zorn in sich aufsteigen, er empfand es als eine schreiende Ungerechtigkeit, daß ein jeder Mensch sterben mußte.

Da wurde einem plötzlich alles genommen: Licht, Luft, das weite Feld, der grüne Wald, Freude und Genuß, und man wurde ganz einfach in etwas Rätselhaftes, Unergründliches hinabgesenkt. In eine dunkle, lange Nacht, über die man nichts wußte und in der man sich nicht zurecht finden konnte. Mußte gleichsam ein Stück der eigenen Kindheit wiederholen.

Ja, er würde Hanne heiraten und glücklich werden.

Der Bauer schloß die Augen und sah sich im Geiste von einer tollenden Schar blonder und gesunder Kinder umgeben. Lauter kleine Kraft. Sie zupften ihn am Barte und riefen scherzend: „Vater! Vater!“ Der Bauer lachte laut auf.

Wenn die Bäume blühten, würde er mit dem jungen, munteren Völkchen in Flur und Wald hinausjagen. Wie ein nichtsnutziger Junge für sie auf die Bäume klettern und allerlei Unsinn und Schabernack treiben. Und wenn der Schnee auf den Feldern lag, sollten sie eine prächtige Eisbahn haben. Und niedliche Schlitten die lustig die weiße, weiche Berglehne hinabsausten.

Eine jähe Wärme durchströmte seine Brust. Blonde Köpfe hüpften vor ihm herum und er wollte sie berühren, streicheln. Wie er mit der Rechten in die Luft fuhr, kam er zur Besinnung. Er schämte sich, daß er so hinträumte, statt zu arbeiten, und warf verstohlene Blicke ringsum, ob ihn gewiß niemand bemerkt hätte. — — —

Adam Kraft war gerade beim besten Mähen, da wurde es ihm auf einmal dunkel vor den Augen. Er sah auf und da starrten die anderen, die mit ihm am Felde waren, gerade so angstvoll wie er, zum Himmel empor. Den überzogen rasch drohende, finstere Wolken. Eine jagte hinter der anderen her. Und bald war es ganz dunkel geworden, als wäre es Nacht. Kein schützender Baum oder Strauch war in der Nähe, überall freies Feld. Das vom Sturmwind bewegte Getreide glich unheimlichen, schwarzen Wellen, die näher, immer näher kamen.

Die Knechte fürchteten sich und riefen einander ununterbrochen an. Und nun ein Blitzstrahl. Feurig lodernd züngelte er am fernen Horizont auf. Plötzlich stürzte Adam Kraft, vom Blitze getroffen, tot zur Erde nieder. Er lag da, einem alten, knorrigen Baum gleichend, der gefällt worden ist. Hinterher ertönte das Rollen des Donners wie ein boshaftes, schadenfrohes Gelächter . . .

Und die Knechte fuhren sich mit der Hand an die Stirne: so hell und goldenleuchtend das Leben auch um uns blühen mochte, auf einmal war es uns klar, daß wir aus dem Dunkel kommen in in das Dunkel gehen mußten, und daß es eigentlich ganz unverständlich war, wie wir dies auch nur für einen Augenblick vergessen konnten.

**Aus dem Reiche der Kunst**

**Die Meermaid im Hafen von Kopenhagen,**
eine reizende Bronzefigur von dem dänischen Bildhauer Erichsen, die — wie einst am Rhein die Loreley — die Herzen der vorüberfahrenden Schiffer in Verwirrung bringt.

# Weißer Mann und schwarze Frau

## Die sexuelle Frage im amerikanischen Rassenproblem

Von William Pickens, Negerprofessor.

In der Monatsschrift „Die neue Generation" fanden wir diesen sehr interessanten Aufsatz:

Sobald ein Neger Gerechtigkeit und Gleichheit beansprucht, wird ihm das Problem der Rassenmischung abwehrend entgegengehalten.

Wir brauchen in Amerika den Mut, die sexuelle Frage in aller Offenheit um ihrer selbst willen zu behandeln. Eine offene Diskussion und unabhängiges Urteil wird vielleicht durch die Aufstellung folgender Gesichtspunkte angebahnt:

daß die Forderung des Verbotes der Rassenmischung stets mit wirtschaftlicher Habgier gepaart und am lautesten dort ist, wo Ausbeutung und Unterdrückung am schlimmsten sind;

daß Rassen- oder Farbenfeindschaft nicht „instinktiv" sind, wie bei kleinen Kindern und unbeeinflußten Rassen klar zu erkennen ist, und ebenso — humoristischerweise — in den Beziehungen der herrschenden Rasse zu den Dienenden der beherrschten Rasse;

daß es keine biologischen Grenzen zwischen zwei beliebigen sogenannten menschlichen „Rassen" gibt und daß pseudowissenschaftliche Beweisführungen sowohl für die eine als auch die entgegengesetzte Behauptung aufgestellt werden können;

daß, obgleich das sexuelle Problem und das der „Rassenreinheit" sehr bequeme Propagandaargumente für die Anführer amerikanischen Lynchens sind, Vergewaltigungen tatsächlich dabei nur eine geringe Rolle spielen,

### Rassenideologie und Ausbeutung.

Zum ersten Punkt läßt sich folgendes sagen: Sobald eine Rasse oder Klasse die andere ausbeuten will, bedürfen die Ausbeuter hierfür eines guten Grundes. Gewöhnlich sind Argumente, die sich jenseits des Verstandes halten, am besten hierfür geeignet: so zum Beispiel Argumente, die sich auf Gott oder einen Mythos oder irgendeinen anderen Mystizismus beziehen. In alten Zeiten gaben sich die Ausbeuter selbst als Götter oder wenigstens als Söhne der Götter aus. Aber als das gemeine Volk stark genug geworden war, den Olymp zu erklimmen, mußten Jupiter und sein Hof zu höheren Höhen fliehen, und die Ausbeuter, obwohl sie jetzt geruhten, auch Menschen zu sein, begannen zu behaupten, ihre Stellung dem Gottesgnadentum zu verdanken. Aber da die Gnade Gottes auf so viele Idioten und Schufte unter den Auserwählten zu fallen schien, wurde der demütige gemeine Mann wiederum mißtrauisch, verwarf das erbliche Königtum und errichtete jene frühe Form des Bolschewismus, die unter dem Namen „Demokratie" bekannt ist. Der Wunsch, auszubeuten und vom Schweiße anderer Menschen zu leben, sucht heute Zuflucht im Begriff der Klasse oder in einem noch weiter gespannten und noch gefährlicheren Begriff, dem der „Rasse" — ein neues schreckliches Ungeheuer, millionenfüßig, hydraköpfig und mit mehr Armen als der multiplizierte Briareus. Und nunmehr brauchen die Ausbeuter zu ihrer Rechtfertigung nur zu beweisen, daß sie zu einer anderen wertvolleren Rasse gehören, eine Behauptung, die sich durch eine zahlreichere oder besser bewaffnete Rasse sehr leicht beweisen läßt.

Vor dreihundert Jahren, als eine neue Welt noch unbesiedelt war und es schwere Arbeit zu tun galt, entdeckten abenteuerlustige Europäer sehr schnell, daß die unbewaffneten Schwarzen Afrikas nicht zu ihrer Rasse, ja nicht einmal zur menschlichen Rasse gehörten. Wissenschaft, Staatskunde, Philosophie und Religion stimmten sofort in den Chor zur Rechtfertigung des Raubes ein. Die Geistlichen entdeckten sogar passende Bibeltexte. Genau so geht es noch heute in der Welt zu: Wo immer Wunsch und Gelegenheit sich einstellen, die Schwächeren auszubeuten, entsteht eine entsprechende Ideologie und Propaganda über Klassen- oder „Rassen"unterschiede.

### Der Neger im Schlafzimmer.

Unsere zweite Behauptung war, daß Rassenantipathie, die oft oberflächlich als „Instinkt" bezeichnet wird, in wissenschaftlichem Sinne keineswegs instinktiv ist. Kleine Kinder, die doch eigentlich eher als Erwachsene instinktiv handeln, zeigen, wenn ihre jungen Gemüter nicht verdorben worden sind, keinerlei Rasseninstinkte. Das klassische Beispiel jenes weißen Südstaatlers ist bekannt, der im vorgeschrittenen Alter naiv bemerkte: „Ich war vierzehn Jahre alt, bevor ich entdeckte, daß ich etwas Besseres bin als ein Neger." Auch Erwachsene, die nicht in einer Atmosphäre von Rassenvorurteilen aufgewachsen sind, zeigen keine Rassenantipathien. Neugier mag es geben, aber keinen Antagonismus. Rassenvorurteile, wie andere Kasten- und Klassengefühle, sind nicht biologischer, sondern soziologischer Natur. Sie haben nicht das Zellenplasma, sondern die Gehirnzellen verändert.

In Amerika fühlten sich die Sklavenbesitzer sehr wohl in physischem Kontakt mit ihren Sklaven, weil damals die wirtschaftliche Beherrschung zur Vollendung gelangt war. Aber als diese wirtschaftliche Beherrschung durch die Sklavenbefreiung bedroht wurde, wurde das Rassengefühl auf einmal viel sensibler. Selbst jetzt ist der Rasseninstinkt gegenüber dem dienenden Neger viel weniger stark als gegen wirtschaftliche unabhängige Neger, obwohl doch eigentlich der Diener eine viel stärkere Bedrohung der sogenannten „Rassenreinheit" darstellt. Man muß lächeln, wenn man sieht, wie die eifrigen Verfechter amerikanischer Rassenreinheit die Neger aus ihren Kirchen, Schulen und Theatern ausschließen, sie aber in ihren Hotels und Haushaltungen, in Küche und Schlafzimmer beschäftigen. Rassenmischung vollzieht sich nicht in Kirchenstühlen, Theaterlogen oder Schulen. Dreihundert Jahre hindurch hat sie sich dort vollzogen, wo die herrschende Rasse die beherrschte wirtschaftlich unterjocht: mit Sklavinnen, Dienerinnen und anderen Abhängigen. Die Väter nämlich solcher Mischlinge gehörten immer zu den wirtschaftlich und gesellschaftlich besser gestellten Weißen, und die Mütter zu der beherrschten Gruppe der farbigen Rasse. Arme, wirtschaftlich abhängige Weiße haben sehr wenig Anteil an der Rassenmischung, und männliche Schwarze haben nahezu überhaupt nichts damit zu tun. Die mehreren Millionen Mulatten in den Vereinigten Staaten haben in ihren Adern weit mehr sogenanntes blaues Blut als die entsprechende Klasse der weißen Bevölkerung. Und wenn das der „Instinkt" zuwege gebracht hat, dann muß er einen merkwürdigen Sinn für Humor haben.

### Die „biologische Minderwertigkeit" der Farbigen.

Drittens wird behauptet, daß es keine biologischen Grenzen zwischen den verschiedenen Rassen gibt. Die menschlichen Rassen sind nicht getrennte Spezies; sie stellen nicht einmal getrennte Abarten dar, ausgenommen in den oberflächlichen Charakteristiken, wie Farbe und Gesichtszüge. Alle ihre Funktionen und inneren Anlagen sind gleichartig, und auch die Beständigkeit jener äußeren Unterschiede ist durchaus kein Verlaß. in jeder Rasse sind viele Farben und beinahe alle Arten von Gesichtszügen vertreten. Physiologie und Morphologie beweisen die Einheit der menschlichen Rasse trotz oberflächlicher Abweichungen, die infolge verschiedener historischer und natürlicher Umgebungen entstanden sind. Aber die Pseudowissenschaft kann alles beweisen, zwar nicht logisch, aber psychologisch. Wären zum Beispiel die Schwarzen in unserem wissenschaftlichen Zeitalter die herrschende Schicht, wie sie es im Zeitalter Tutankhamens waren, gehörten ihnen alle Verlagsbuchhandlungen und Druckereien, dann wäre es auch ihnen möglich, durch Aneinanderreihung zahlreicher interessanter Redewendungen die hoffnungslose Minderwertigkeit der Weißen zu beweisen.

### Notzucht und Lynchjustiz.

Unsere letzte Behauptung, das Lynchen betreffend, zeigt am deutlichsten den Selbstbetrug der öffentlichen Meinung in Amerika. Seit zwei Generationen hatten die amerikanischen Lyncher versucht, das Lynchen durch den Schlachtruf „Notzucht" zu rechtfertigen. Dieser Appell an den Geschlechtsinstinkt führte jedermann hinters Licht, ausgenommen die armen Kerle, die gelyncht wurden, und die konnten nichts ausplaudern. Zeitungen, Bücher, Politiker, Geistliche vertraten den Standpunkt, daß Notzucht mindestens die fundamentale oder hauptsächlichste Ursache des Lynchens sei und daß sich hier zum mindestens ein direkter Instinkt betreffend die zwischenrassigen geschlechtlichen Beziehungen spontan in eine Handlung umsetzte. Die Tatsache, daß während 250 Jahren männliche Neger direkt auf den Grundstücken und in den Häusern weißer Familien in den Südstaaten gelebt hatten, und zwar in viel engerer Berührung als seit der Zeit der Negerbefreiung, und daß man diese Schwarzen niemals der Notzucht beschuldigt hatte, selbst diese Tatsache ließ anscheinend nicht bei vielen den Verdacht aufkommen, daß die wirksame und leidenschaftliche Aktion zur Rechtfertigung des Lynchens wegen angeblicher Notzucht nur als Vorwand diene, ein Volk zu unterdrücken, das beinahe zu hundert Prozent aus Arbeitern bestand. Ein merkwürdiges Phänomen: die Neger in den Südstaaten wurden nicht der Notzucht beschuldigt, solange sie Sklaven und einige von ihnen nahezu Wilde waren; aber man beschuldigt sie der Notzucht, sobald sie frei und zivilisiert wurden. Und selbst einigen der klarsten Geister erklärte sich diese Anomalie nicht einfach dadurch, daß eine wirtschaftliche Unterdrückung des Sklaven nicht notwendig war, weil er ja schon umsonst arbeitete, während nach der politischen Befreiung man dringend irgendein Mittel benötigte, um den freien Neger „an seinem Platze zu halten", nämlich auf der untersten gesellschaftlichen Stufe. Sonst ganz vernünftige Leute glaubten Zeitungsberichten, auf deren Abfassung der Neger keinerlei Einfluß hatte, und so wurde die Angelegenheit durch die „öffentliche Meinung" erledigt, die schon von Carlyle als der größte Lügner der Welt bezeichnet wurde.

Und diese Ueberzeugung würde vielleicht noch heute herrschen, hätten nicht einige farbige und weiße Leute mit außergewöhnlichem Mut ihre Köpfe zusammengesteckt und beschlossen, Erhebungen über das Lynchen anzustellen. Durch ihre Organisation, die National Association for the Advancement of Coloured People prüften sie im Jahre 1818 alle Aufzeichnungen über das Lynchen während eines Zeitraumes von etwas mehr als dreißig Jahren unter genauer Berücksichtigung aller Daten, Namen, Lynchmethoden und angeblichen Ursachen. Es war selbst für die Forscher eine Ueberraschung, festzustellen, daß sogar der lynchende Pöbel nur in einem von fünf Fällen seine Opfer der Notzucht oder der versuchten Notzucht beschuldigte.

Von etwa dreitausend damals bekannten Fällen hatte der Pöbel nur etwa 16½ Prozent seiner Opfer der Vergewaltigung bezichtigt, und selbst dieser kleine Prozentsatz berücksichtigt noch nicht die Tatsache, daß in den Südstaaten jeder Fall eines einfachen Uebereinkommens zwischen einem schwarzen Manne und einer weißen Frau, wenn er entdeckt wird, als Notzucht bezeichnet wird und der Mann genau so grausam gelyncht wird, als hätte er tausend Morde begangen. Auch wird übersehen, daß, wenn ein Neger gelyncht wird, die Anklage der Notzucht oft als Vorwand für eine weniger populäre Anklage benutzt wird. Und welche anderen Ursachen gibt es für das Lynchen? Nur gerade solche, wie man sie eben erwartet: wirtschaftliche Ursachen — Streitigkeiten über Eigentum, Lohn, Arbeitsverhältnisse, Schuldknechtschaft, Kontrakte, Kaufverträge, Behandlung der Arbeiter usw.

Und die Berichte erwähnen fast niemals Fälle, in denen ein Farbiger in Verteidigung seiner weiblichen Familienmitglieder tötete. Denn die farbigen Frauen sind die einzigen Frauen, die in den Südstaaten wirklich gefährdet sind. Vor einigen Monaten hatten wir Gelegenheit, die angeblichen Ursachen für das Lynchen farbiger Männer während der letzten fünf Jahre zu prüfen, und stellten fest, daß selbst der Pöbel nur fünfzig Neger der Notzucht oder versuchter Notzucht bezichtigte. Das ließ uns folgende Betrachtung anstellen: Gäbe es nur einen einzigen Südstaat, in dem nicht etwa in fünf, sondern in einem Jahre nur fünfzig farbige Frauen von weißen Männern genotzüchtigt werden, so würde dieser Staat ein Zufluchtsort werden, in den die meisten farbigen Frauen aus allen anderen Südstaaten sofort auswandern würden!

### Der wahre Weg der Rassenmischung.

Das Geschlechtsproblem und die Bewahrung der „Rassenreinheit" werden am häufigsten als Vorwand für die Aufrechterhaltung der „Farbgrenze" benutzt. Die modernste Forschung aber stellt fest, daß es so etwas wie ungemischte oder „reine" Rassen überhaupt nicht gibt — mit der unmöglichen Ausnahme einiger sehr primitiver Wilden auf irgendwelchen einsamen Inseln, auf die der weiße Mann noch nicht vorgedrungen ist. Aber wo es Kontrakt und Handel, Verkehr und Zivilisation gab, da blieben die Rassen nicht ungemischt. Die gemischtesten Rassen gehören zu den höchstentwickelten. Aber wir könnten uns selbst der Forderung der Rassenreinheit bedienen, um desto deutlicher zu zeigen, daß stets, wenn eine stärkere Rasse die schwächere unterdrückt, die sich daraus ergebenden Beziehungen der beiden Rassen nicht zur Erhaltung der Reinheit und Ungemischtheit der stärkeren Rasse führen, sondern ganz im Gegenteil. Da nämlich die Mischung zwischen dem Manne der stärkeren und der Frau der schwächeren Gruppe stattfindet, wird das Verfahren der Mischung um so einfacher und unwiderstehlicher, je unterdrückter die schwächere Gruppe ist. Der stärkste Mischfaktor der Welt ist Unterdrückung, und Sklaverei führt geradezu auf breiter Landstraße zur Rassenmischung. Den besten Beweis für diese Wahrheit bieten die Südstaaten, in denen früher die grausamste Form menschlicher Sklaverei bestand, auf die dann die entschiedenste und allgemeinste Unterdrückung der befreiten Neger folgte. Der Prozentsatz von Mulattengeburten im Verhältnis zur Negerbevölkerung war immer am größten in den Südstaaten, wo die verhältnismäßig starke Hilflosigkeit der Neger den Zugang des Mannes aus der stärkeren Gruppe zur Frau der schwächeren erleichtert. Das ergibt dann das anscheinende Paradoxon, daß in Mississippi und Südkarolina, wo Mischehen zwischen Schwarzen und Weißen durch die strengsten geschriebenen und die grausamsten ungeschriebenen Gesetze verboten sind, viel mehr Mulatten gezeugt werden als in Massachusetts und Michigan, wo es keine Sondergesetze gibt und wo die Frau der schwächeren Gruppe wenigstens technisch gesetzlichen Schutz gegenüber dem Manne der stärkeren genießt. Gesellschaftliche und noch mehr gesetzliche Verbote von Mischehen lassen den Mann der stärkeren Gruppe straflos ausgehen, während die Beziehungen zwischen dem Manne der schwächeren und der Frau der stärkeren Gruppe hiervon überhaupt nicht betroffen werden. Folgender Schluß ist unvermeidlich: Die fundamentalen Ursachen der Beziehungen zwischen einer stärkeren und einer schwächeren menschlichen Gruppe und ihr Verhalten zueinander sind wirtschaftlicher Natur. Und das Bemühen, geschlechtliche Leidenschaften in den Dienst habgieriger Propaganda zu stellen, ist einfach eine Fälschung — bewußt begangen von einigen wenigen Wissenden und Gebildeteren, denen die großen gedankenlosen Massen unbewußt folgen, die von der Heuchelei der Gesellschaft zum Narren gehalten und von der narkotischen Atmosphäre vergiftet werden, die sie einatmen, in der sie leben und sich bewegen und die ihnen ihre Existenzen gibt.

---

# Der Kapitän

Der Kapitän des kleinen Dampfers ist der Kapitän. Er ist aber auch der Steuermann. Er verkauft die Fahrkarten und zwickt ein Loch in sie. Er hilft das Gepäck ans Land schaffen. Ueberdies gehört ihm der Dampfer.

Ein paar Haltestellen sind dem Schiffe Pflicht. An einigen — „Privatlandungssteg" sagt das Täfelchen — legt es nur an, wenn die Bewohner dort eine kleine Fahne hissen. Aus Kulanz tut der Kapitän so.

Er steht auf der Kommandobrücke, das Steuerrad in harter Faust, und ruft durch das Sprachrohr hinab: „Vorwärts" und „Stopp!"

Im Bauch der „Helene" ist der Heizer tätig. Nachts, wenn „Helene" schläft, schimmert ein Licht durchs Kajütenfenster. Der Heizer wohnt im Schiff und bewacht es. Er schreibt Briefe oder liest Zeitung oder fettet seine Stiefel oder träumt oder döst vor sich hin oder hält Zwiesprache mit Gott, mit dem Teufel . . .

„Helene" hat ein Heck, einen Bug, einen Kiel. Alles hat sie, sogar eine Gallionfigur, einen hölzernen Triton mit Dreizack. Umwittert ist sie von dem kühnen, salzigen Wortschatz der Nautik. Sie hat einen Fahrplan und eine Flagge und ein Rettungsboot und kann pfeifen, und dem Kapitän klirrt ein Kompaß an der Uhrkette. Aber er braucht ihn nicht einmal des Nachts; der gestirnte Himmel wär' ihm Wegweiser genug.

Der Kapitän ist fünfundfünfzig Jahre alt. Er hatte eine Frau, die hieß Helene, betrog ihn, weil er ihr vertraute, ging unter, in die Tiefe. „Helene" steuert er nun mit harter Faust, kein blinder Passagier wird geduldet, ein verläßlicher Gefährte hütet ihr inneres Feuer und wacht wider die Gefahren der Dunkelheit. Im Frieden war der Kapitän Kapitän, ein richtiger Kapitän auf einem richtigen Schiff. Er war „Kapitän weiter Fahrt" der österreichischen Handelsmarine, und auf allen Ozeanen schrillte seine Befehlspfeife. Der Krieg und die Engländer erwischten ihn irgendwo in asiatischen Gewässern. Vier Jahre hockte er im Internierungslager und träumte von Helene, die nicht von ihm träumte. Als er in die Heimat kam, war verschwunden, was er geliebt hatte: Helene, die österreichische Handelsmarine, Gin, der tröstende Schnaps, und das Meer. Das lag nun jenseits der Grenzen und der Möglichkeiten. Es war fort und fern, wälzte sich in fremdem Bett, spottete der verstorbenen österreichischen Handelsmarine. Gin gab es keinen.

Der Kapitän verfiel in Trübsal und schlechten Slimowitz und lernte chauffieren. Eines Tages kam er an den schwarz-grünen, tief im Tal versteckten Alpensee. Dort faulte und rostete, außer Dienst, ein alter kleiner Dampfer namens „Franz Josef I.". Der Kapitän kündigte seine Chauffeurstelle, blieb im Ort. Ein paar Dollars waren sein: die setzte er an den Kauf seines verwitterten Kastens. Navigere necesse est. Ferner erwarb er den Dackel des Metzgermeisters und nannte ihn „Gin".

Den „Franz Joseph I." aber taufte er „Helene II.". Der Kapitän weiter Fahrt ist nun Kapitän allerengster Fahrt. Vier Kilometer lang und drei Kilometer breit ist das Aquarium, darin der alte Seefisch sich tummelt. Es genügte ihm. Sein Leben hat sich nicht eigentlich verändert, nur, in geometrischem Sinn, „verjüngt". Es ist kleiner geworden, gedrängter, ein Bruchteil seiner natürlichen Größe, wie unter den Abbildungen der Lehrbücher steht. Alles ist noch da: Helene, Schiffahrt, Kapitänschaft, nur ein wenig anders, als es war. Aber das sind Nuancen. Fische springen im See, Menschen sind in ihm ertrunken. Wenn dicht versponnen und verwebt die Regenfäden überm Wasser hängen, nimmt das Auge keine Küste wahr, ins Unendliche läuft die ganze Woge. Der Kapitän hat die Kappe mit dem goldgewirkten Anker fest auf die Glatze gedrückt, der Ozean singt im Aquarium, hinter dem Gespinst von Luft und Wasser wehen Ceylons Palmen.

So weit war alles gut. Bis das Motorboot des Sommerfrischlers kam. Das störte den Traum und zerriß die Illusion. Mit seiner Kielfeder zog es weiße Streifen über den See, strich ihn einfach durch. Es verriet die Entfernungen als Nähen. Eine seidene Phantasiefahne wimpelte vom Bug, der Mann am Steuer hatte eine Mütze mit doppelter Goldtresse. „Aladar" hieß das Boot. In koketten Schleifen schwärmte „Aladar" um „Helene II." und flitzte ihr mit den Schnörkeln seiner leichten Lebensauffassung durch die Fahrbahn.

Der Kapitän haßte das Motorboot. Und liebte es. Eines Tages wurde „Aladar" auseinandergenommen und verpackt. „Wir haben es ausprobiert", sagte der Besitzer „und gehen nun ans Meer mit ihm."

Dem Kapitän machte „Helene" keine Freude mehr. Er hat den Plan, sie anzustreichen, fallen gelassen. Er landet nunmehr, wo er muß. Vergeblich hissen die „Privatlandungsstege" das Fähnchen.

Denn „einmal stirbt die Sehnsucht doch", wie Peter Altenberg dichtete.

# Ein Leben

Von Lola Landau.

Lachend und schreiend hängen sich die Kinder an den Wagen mit dem grauen Leinenverdeck, der wie eine Riesenwiege langsam durch die Dorfstraße schaukelt.

„Frische Semmeln! Süße Zuckerschnecken!“ rufen sie in die Haustüren, und eine helle Glocke klingelt aus dem Wagen, als müßte ein Vorhang aufgehen und die Vorstellung beginnen. Zweimal in der Woche wird die Ankunft der Brotfrau, die von der nächsten kleinen Stadt die Backware in die entlegenen kleinen Dörfer fährt, zu einem festlichen Ereignis für die Bewohner. Aus den Häusern drängen sich mit blinzelnden, erwartungsvollen Augen die Frauen; ein Junge hat sich mit seinen bloßen, braunen Beinen auf ein Rad geschwungen und steckt den dicken Kopf hinter die Plane.

„Nun, Frau Hummel, haben Sie mir etwas Hübsches mitgebracht?“

Da schießt schnell wie eine Eidechse das verschmitzte Gesicht einer alten Frau aus dem Leinendach hervor.

„Ja, Peitschenbrot, du Lümmel!“

Sie schwingt die Peitsche. Dabei lacht sie aus all ihren Runzeln. Ihre hellen Augen glitzern und laufen über vor Lachen wie zwei Wassertropfen. Ihr längliches Gesicht, von Wind und Sonne braun gebacken, mit den freundlichen Kerben der vielen kleinen Falten, sieht selber aus wie ein Brot, das Zufriedenheit in das Haus bringt. Sie bückt sich und öffnet den Sack. Ein Duft von süßem, weißen Backwerk quillt heraus, und es steigt den Frauen und Kindern in die Nase wie Kuchen und Erinnerung an die letzte Konfirmation.

„Wieviel Semmeln, Frau Stehr?“ fragt sie eine junge Frau, die wie ein zerzaustes Huhn mit ihrem kleinen Kopf und schweren Leib angelaufen kommt. Plötzlich kriechen unter ihrer Schürze wie unter dem Gefieder zwei kleine Kinder hervor; sie hat Mühe, die Hände frei zu bekommen.

„Zwölf Semmeln, nein, lieber zehn,“ sagt sie leise und runzelt die Stirn.

Frau Hummel wirft die Brötchen wie goldgelbe Bälle in den Korb. „Nehmen Sie lieber zwölf. Das Zukünftige will auch Weißbrot mitessen.“

„Ach ja,“ seufzte die junge Frau, „bald ist es wieder so weit, und gerade zur Heuernte.“

Frau Hummel wiegt den Kopf hin und her. „Da heuen Sie diesmal im Bett. Ja, Kinder sind eine Ware, die nicht immer bestellt ist, und die Mutter ist eine Kaufmannsfrau, sie hat gute und schlechte Sorten. Da hat die Minna vom nächsten Dorf, die erst vor zwei Jahren konfirmiert ist, sich auch einen kleinen Jungen aus der Stadt mitgebracht.“

Die Augen der Frauen werden rund vor Neugier. Die magere Frau des Schmieds stößt ihren dürren Hals nach vorn, als pickte sie jedes Wort von der Erde auf. „So ein Leichtsinn!“

Frau Hummel wirft ihr heftig ein großes Brot in den Korb, ihr Gesicht hat sich beim Bücken gerötet. „Ihr gebt mir gewiß etwas Kinderwäsche für das Mädel mit. Sie sagte, sie hat mit der Hochzeit gewartet, um das Brautkleid zu sparen. Jetzt können sie sich gleich Windeln zur Hochzeit schenken lassen.“

Das Lachen schallt klatschend auf die Dorfstraße. Am lautesten lachen die beiden Töchter des Gastwirts, deren weißen Schürzen sich wie kleine Segel bauschen. „Wir kommen alle zur Hochzeit,“ ruft die Aelteste, Auguste, und zupft ihr Haar in die Stirn, das sie heute wieder nach einer Modenzeitung in einer sonderbar wilden Weise frisiert hat. Sie bildet sich ein, daß jeder städtische Sommergast, der bei ihnen einkehrt, in sie verliebt ist, und hat den verzweifelten Ehrgeiz, einem der feinen Herren das Ehenetz über den Kopf zu werfen.

Frau Hummel starrt sie an. „Lieber Gott, Auguste,“ sagt sie, „du siehst ja aus wie ein Igel. Du verscheuchst ja deinen Malermeister.“

Auguste schüttelt verächtlich die Haare. „A der! Mag er wegbleiben. Er ist so plump.“

Inzwischen hat sich ihre Schwester Lene so tief über den Sack gebückt, als suche sie eine Ueberraschung darin. „Haben Sie keinen Brief für mich?“ fragt sie angstvoll.

Frau Hummel schüttelt den Kopf und klopft das Mädchen auf den nackten Arm. „Das nächste Mal bringe ich dir bestimmt einen Brief von ihm, schön süß mit Zucker bestreut. Ich sorge dafür.“

Dann beugt sie sich vor mit gespitztem Munde und holt Atem, um die letzte Neuigkeit in die gespannten Gesichter zu blasen. Der Neubau des Kaufmanns im Nachbardorf stände immer noch ohne Dach, wie eine Vogelscheuche, weil ihm das Geld ausgegangen wäre, fertigzubauen. Wer setzte diesem halben Hause und diesem unglücklichen Menschen den Kopf auf? Er würde sein Geld in ein gutes Nest legen, wo es Junge hecke.

„Eine solche Hypothek,“ schreit Frau Hummel wie bei einer Auktion, „liegt nicht immer auf der Straße oder so bequem auf dem Dach.“

Einige Frauen laufen in die Häuser zurück, um ihre Männer zu holen, andere drängen sich um den Wagen, fragen und schreien durcheinander. Ueber dem Getümmel aber steht Frau Hummel, aufgereckt wie das Schicksal selbst, das aus seinem Sack Glück und Verfall, Freude und Kummer ausschüttet. Sie schließt Geschäfte ab, sie bringt Heiraten zustande, sie ist der Bote der Liebenden, der Bittsteller für die Armut, sie verkündet Geburt und Tod. Seit dreiundzwanzig Jahren, seitdem sie dieselben Wege von Dorf zu Dorf fährt, bringt sie mit dem frischen Brot das ganze Leben mit.

Dann sind die Semmeln verteilt, der Sack ist leer. Frau Hummel schnalzt mit der Zunge, und der Wagen fährt weiter. Der Schimmel keucht den kleinen Hügel hinauf. Von der Anhöhe sieht Frau Hummel noch einmal auf das Dorf hinunter, auf die kleinen Häuser mit ihren roten und schwarzen Mützen, die sie so genau kennt, wie ein Schulmeister seine Kinder. Frau Hummel nickt herunter, sie nickt sich selber zu, sie ist heute mit sich zufrieden. Nur so seltsam müde fühlt sie sich wie noch nie, ihr Körper ist schlaff wie der leere Brotbeutel, und ihre von Gicht geschwollenen Finger schmerzen. Während der Wagen durch den Wald fährt, schließt sie die Augen, ihr Kopf nickt weiter wie im Traum. Auch mit geschlossenen Augen kennt sie den Weg ebenso gut wie ihr altes Pferd. Jetzt spürt sie an dem bitteren Geruch, daß sie an der jungen Tannenschonung vorüberfährt. Nun schlägt wieder der Buchenwald von beiden Seiten zusammen mit seinem leisen Fächeln und Surren. Plötzlich jagt die Luft mit einem kühlen freien Wind an ihr vorbei; da ist schon die große Lichtung, und wieder kriecht der Wagen in dichten Wald hinein, daß die Zweige ihr in das Gesicht schlagen. Hier riecht es nach Pilzen; soll sie aussteigen und für ihre Tochter ein Gericht zusammensuchen?

Frau Hummel drückt die Augen fester zu, wie im Krampf. Allen Menschen kann sie helfen, für alle Schicksal spielen; nur ihre eigene Tochter, die von einem trunksüchtigen Mann mißhandelt wird, kann sie nicht befreien. Daß sie in ihrem Alter mit schmerzenden, gichtigen Gliedern bei jedem Wetter noch auf dem Kutschbock sitzt, geschieht nur um dieser Tochter und ihrer Kinder willen, der sie heimlich das Geld zuträgt, während der Mann den Lohn in Wirtshäusern vertrinkt.

Frau Hummel reißt heftig die Zügel zurück, um das Pferd zum Stehen zu bringen. Da schlägt eine unsichtbare entsetzliche Faust gegen ihre Brust, die Zügel entfallen ihr, sie will Atem holen; aber über ihren Kopf ist ein Sack gestülpt, ein schwarzer, finsterer Sack, daß sie glaubt, zu ersticken. Ist es vielleicht ihr eigener Brotsack, über den sie sich zu tief gebeugt hat und der sie nicht wieder freiläßt? „Wieviel Semmeln?“ will sie schreien und kann keinen Laut hervorbringen. Mit beiden Händen versucht sie ihren Kopf wie ein schweres Brot aus dem Sack herauszuholen, ihre Fäuste schlagen in der Luft umher, dann fällt sie zusammen, vom Schlage getroffen.

Das Pferd geht ruhig weiter. In den Buchen wogt ein helles Rauschen und Vögel rühren die Luft mit zarten, quirlenden Tönen auf. Ein Wagen schaukelt leise hin und her, als nickte sie sich immer noch zu, zufrieden mit ihrem Leben.

---

# Die Faust

Eine Legende von Heinrich Lersch.

An einem schönen Frühlingsmorgen zogen aus allen Pennen und Herbergen Heidelbergs die Handwerksburschen und strebten auseinander, den Arbeitsstätten an Rhein und Neckar zu. Die Trupps teilten sich, die Ungelernten wollten nach Ludwigshafen, die Handwerker nach Heilbronn und Stuttgart.

Die aufgehende Sonne hätte eigentlich ihre Gemüter mit Freude erfüllen müssen; doch es war, als kochten die feurigen Strahlen nur die aufgespeicherte Wut in ihren Seelen zu explosivem Dampf. Streitend trennten, teilten sie sich.

Zum Fechten zu Paaren klopften sie die Häuser in den Seitentälern und auf Bergen ab, und gegen Mittag trafen sie wieder zusammen. Vor einem kleinen Städtchen lagerten sie und tauschten das Erbettelte miteinander: Brot gegen Wurst, Pfennige gegen Zigaretten. Kaum waren sie mit dem Essen fertig, da hörten sie aus der nahen Straße Geschrei und Rufen. An einem Hausneubau stritten sich Polier, Arbeiter und Bauherr. Ehe die Kunden sich mit den Streikenden verständigen konnten, war der Polier schon bei den Wanderburschen und bot ihnen die Arbeit an. Der Sprecher der Neuangekommenen hört nicht auf das Rufen seiner Kollegen, die ihn vor dem Streikbruch warnten. Er verhandelte mit dem Meister über Lohn und Arbeitszeit, während die Streikenden die Fäuste ballten und bereit waren, sich auf die allzu Arbeitswilligen zu stürzen. In ihrer Not um die jetzt sicher verlorenen Arbeitsplätze wandten sie sich an den Bauherrn, um ihre vorher erhobenen Forderungen zurückzunehmen. Da rief der Polier die abgemachten Bedingungen laut über die Straße, dem Bauherrn und auch den Streikenden zu, reichte hohnvoll dem Sprecher der Handwerksburschen die Rechte, um mit einem Handschlag den Eintritt in die Arbeit zu bekräftigen: da hielt der Sprecher die Hand des Poliers fest und schüttelte sie so mächtig, daß der Mensch verlegen lachend den Schmerz verbiß und sich aus dem Schraubstock dieser klammernden Finger befreien wollte. Doch der Landstreicher hob die andere Hand und schlug sie klatschend in das Gesicht des Poliers, schlug und schrie, riß und trat den sich Entwindenden, der aus Mund und Nase blutete, in den Staub der Landstraße.

Da geschah das Merkwürdige, daß die Streikenden für den Polier gegen ihren Kollegen Partei ergriffen. Sie stürzten sich auf den Angreifer, doch die Handwerksburschen schlugen mit ihren Knüppeln drein. Die Maurer wehrten sich mit Zaunlatten und Brettstücken, bis der Bauherr mit herbeigerufenen Nachbarn die Streitenden trennte.

Während sich die Parteien das Blut aus den Gesichtern wuschen, die einen am Brunnen, die anderen am Wasserkübel des Kalkloches, umkreiste der noch immer unversöhnliche Sprecher der Landstreicher den Polier, als wollte er ihn umbringen. Der junge Kaplan des Städtchens, der sich bisher um einen Verwundeten bemüht hatte, stellte ihn zur Rede und verwies ihm seinen Haß. Doch der erbitterte drohte mit der Faust zum Bauherrn herüber und sagte, daß es eine Schande ist, arme Menschen gegeneinander auszuspielen, und die Not der einen zu Lohndruck und Verrat an den anderen auszubeuten. Der Arbeiter habe nur noch die eine Religion, und das sei die Solidarität, die Kameradschaft. Er habe dem Polier, dem feilen Knecht des Bauherrn, nur einmal beweisen, daß Armut nicht gleich mit Schuftigkeit sei. Nur die Armen helfen den Armen, und er, der Kaplan sei natürlich auf der Seite der Reichen, und solle doch nur gleich den Gendarm holen, damit die irdische Gerechtigkeit den Herrschenden und Besitzenden im Kampf gegen die Armen und Rechtlosen beistehen könne. Dann könne er, der Diener des Gottes, der als Menschensohn nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, ihm die Steine eines falsch ausgelegten Gotteswortes als Brot für die Seele ins Gefängnis bringen. Auch er, der Diener Jesu, habe den allmächtigen Gott zum Büttel der Herrschenden gemacht.

Doch der Kaplan nahm den fanatischen Sprecher bei der Hand und wies mit einer milden Bewegung auf das Kreuz, das zwischen den Bäumen hinter dem Brunnen stand. Und sagte, daß die Zeiten vorüber seien, wo der Priester sich scheute, mit den Enterbten und Verfemten dieser heidnischen Zeit zu verkehren. Er sei in Ludwigshafen Kaplan gewesen, und wisse genau, wie es um die Seelen der Verzweifelten stünde. Aber der Haß und die Gewalt sei nicht das Richtige. Das Kreuz, nicht das Schwert habe die Welt erobert, und im Zeichen des Kreuzes werde auch der Sieg über das moderne Heidentum errungen werden. Dann aber wandte er sich an den Bauherrn, und verwies ihm sein geschäftsmäßig einwandfreies, aber menschlich und christlich verwerfliches Benehmen. Er sei wie auch die heidnische Welt blind, und wenn Jesus Christus vom Kreuz herabstiege und sich wie zu seinen Lebzeiten in die Welt, sein Eigentum, begäbe, so würde er zu den Armen und Elenden gehen müssen, denn auch er, der Bauherr, würde den Höchsten Herrn, von dem er alles Hab und Gut nur zu Lehen trage, wie die Hohenpriester aus seinem Eigentum hinausweisen. Indessen war der Handwerksbursche ans Kreuz getreten, und die Sonne brach aus den Zweigen, daß das Kreuz in hellen Lichte stand, während es vorher im Schatten gedunkelt.

„Hier, schaut her, meine Kameraden, seht ihr das Kreuz? Wo ist der Leib des Erlösers? Fort ist er! Die Nägel stecken, verrostet im alten Gestein, aber da oben rechts seht noch eine Hand ist hängen geblieben, während der Körper, vermodert von Regen, Sonne und Wind, Stück um Stück herabgefallen, verfault ist. Den Leib des Menschensohnes habt ihr, ihr Lauen, nicht geachtet, der Leib, der darf verkommen, wenn nur das Kreuz bleibt! Das Kreuz, ja, das habt ihr uns auferlegt! Die Erlösung, die habt ihr für euch in Beschlag genommen! Aber seht, die rechte Hand zur Faust geballt, die ist für uns zum Trost, als Sinnbild geblieben: Diese Faust, die die Geißel schwang, die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel trieb, die Faust, die im heiligen Zorn die Tische der Geldwechsler umstieß! Die Hand, die heilende, die segnende, seht, die Sonne selbst hängt einen goldenen Heiligenschein um sie, Brüder, den Heiligenschein um die Faust, und nicht um den Kopf! Kameraden, es ist Zeit, mit der Faust die Lehre von der Gerechtigkeit zu verkünden! Wir Verbrecher von heute werden die Heiligen von morgen sein! Heilige Faust, verlaß du uns nicht!“

Er stand vor dem Kreuz, den hageren Arm aufgereckt, spreizte und ballte die Finger mit einem barbarischen Lachen. Dann nahm er seine Kollegen in den Arm, und sie zogen davon; ohne sich umzusehen, rief er dem Kaplan zu: „Komm' mit, wenn du Christus nachfolgen willst!“

Die Leute, Bauherr und Polier, Maurer und Handlanger, standen verblüfft und sahen den Kaplan, der mit winkender Gebärde, den Mund zum Rufen geöffnet dastand, zu. Er war den Marschierenden ein paar Schritte nachgegangen, aber, als der Mensch den Ruf: Kommt mit! ausgestoßen hatte, blieb er stehen. Sein junges Gesicht war zerrissen von seinem kämpfenden Willen, sein Körper bog sich den Schreitenden nach, und er tat einen Schritt — da tönte laut Gesang von den Handwerksburschen, und mit jedem Wort, das in die Ohren des Kämpfenden drang, sank sein sehnsüchtig gestreckter Arm, sank die gestraffte Gebärde, und den Kopf hängend zur Erde, wandte er sich, wegschauend, an den dörflichen Genossen vorbei, in den Pfad zum Berg hinan.

Die Stimmen der Marschierenden klangen im schreitenden Marsch, und das Lied tönte wie eine Fanfare durch die stille Landschaft:

„Steht auf, Verdammte dieser Erde!“

---

## Revision nach 37 Jahren

**Die Verurteilten gestorben: in Zuchthaus und Irrenhaus.**

Im Jahre 1891 verurteilte das Schwurgericht in Epinal (Frankreich) Vater, Mutter und Sohn Adam wegen Mordes zu je 15 Jahren Zwangsarbeiten; sie waren angeklagt, im Juli 1888 ihre Pensionärin, die Witwe Barthelemy auf grausamste Weise getötet zu haben. Vor wenigen Tagen — also 40 Jahre nach der Tat — beschloß der Kassationshof die Wiederaufnahme des Verfahrens. Und die vor 37 Jahren Verurteilten: Der Vater im Bagno gestorben; die Mutter noch während der Untersuchungshaft im Irrenhaus elend zugrunde gegangen — zu Hause klagten um sie minderjährige Kinder. Und der Sohn? Als einziger, der Freiheit wiedergegeben, fand er den Tod im selben Irrenhaus wie seine Mutter! Der verzweifelte Kampf um seine Rehabilitierung hatte bei ihm Wahnideen ausgelöst. Drei Menschenleben vernichtet um eines Justizirrtums willen!

Alle drei — Vater, Mutter und Sohn — leugneten vom ersten Tage an ihre Schuld. Was nutzten aber all ihre Beteuerungen, da ihr Nachbar, ein Mensch von krimineller Vergangenheit, mit den Angeklagten verfeindet, als einziger Zeuge untrügliche Beweise ihrer Schuld erbrachte. Da durften sie mit noch so vielen Eiden ihre Unschuld beschwören — nichts konnte sie retten. Das Gericht schenkte dem Nachbarn Glauben. Das Urteil lautete auf je 15 Jahre Zwangsarbeiten — für Vater und Sohn — die Mutter war ja nicht mehr. Der Nachbar aber, der Mann mit der kriminellen Vergangenheit, triumphierte.

Aus dem fernen Bagno, von Guyana, der Deportiertenhölle, schrieben Vater und Sohn wiederholt an den Justizminister — nach wie vor beteuerten sie ihre Unschuld! Vergeblich: es gab keinen formellen Grund für eine Wiederaufnahme. Die Schuldlosen hofften aber trotzdem und litten Qual und Pein zwischen Mördern und Räubern, Notzüchtern und Falschmünzern, büßten jahrelang eine Tat, die sie nicht begangen. Der Vater ging ungehört zugrunde, der Sohn erblickte die Freiheit, um den Verstand zu verlieren. Sein jüngerer Bruder, Louis Adam, ließ aber nicht locker. Er wußte, daß das Leben von Vater, Mutter und Bruder um eines Bösewichtes willen vernichtet worden war — und trug den Sieg davon. Nach 37 Jahren.

An die zehnmal wurde versucht, ein Wiederaufnahmeverfahren durchzusetzen. Mitunter wollte es fast scheinen, als sollte es gelingen. Seit 1907 bemühte sich die Liga der Menschenrechte, dem Rechte zum Siege zu verhelfen. Vergeblich! Der Kampf ging aber weiter. Im Frühling diese Jahres trat plötzlich eine Wendung ein. Witwe und Tochter des früheren Leiters des Bagno in Guyana gaben unaufgefordert die Erklärung ab, daß auch sie von der Unschuld aller drei — Vater, Mutter und Sohn — seit langem überzeugt seien. Louis Adams Anwalt machte diese Erklärung zum Ausgangspunkt neuer Bemühungen. Und diese, gemeinsam mit den Ermittelungen des vortrefflichen Kriminalkommissars Buffet, ergaben tatsächlich die Unschuld aller drei Verurteilten. Der einzige Belastungszeuge Felicien Duchane war tot. Da meldete sich eines Tages beim Untersuchungsrichter in Gadoruppe — so hieß das Heimatsdorf Adams in den Vogesen — ein altes Frauchen, Dorfbewohnerin Claude. Und beichtete: Sie sei Zeugin der grausigen Tat in der verhängnisvollen Julinacht 1888 gewesen. Den Mord haben aber nicht Adam und dessen Sohn begangen — nein, Ortsfremde, Unbekannte. Sie habe geschwiegen — aus Furcht vor Felicien Duchane. Zeitlebens habe ihr aber das Gewissen keine Ruhe gelassen. Nun sei Duchane tot; da habe sie sich entschlossen, endlich die Wahrheit zu sagen.

Nur kurz war die Verhandlung vor dem Kassationshof. Weder Publikum noch Presse waren vertreten, bloß der Sohn, der jahrelang um die Ehre seiner Familie gekämpft, und die wenigen Angehörigen der unschuldig Verurteilten — alle in Trauer. Im Winter dieses Jahres wird die Wiederaufnahmeverhandlung stattfinden. Den Verurteilten wird ihr Recht werden. — Nach 37 Jahren … — Ein Justizirrtum mehr! Die Angeklagten waren nicht zum Tode verurteilt worden. Nur — zu 15 Jahren Bagno. Das Urteil kam aber dem Tode gleich. Justitia — du darfst auf deine Diener stolz sein!

Leo Rosenthal.



# Freigewerkschaftliche Rundschau



## Die Bergmagnaten provozieren den Streik

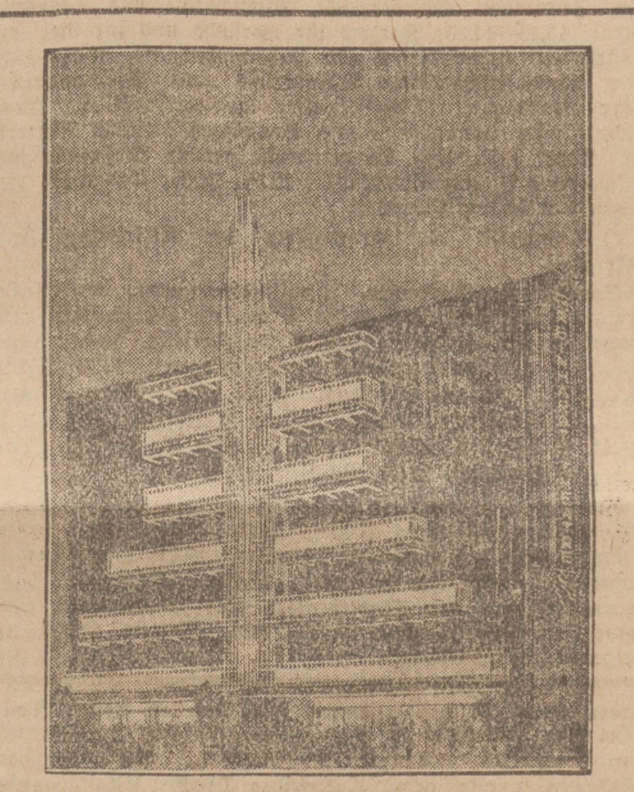
Die Betriebsrätekonferenz der der Arbeitsgemeinschaft angehörigen Betriebsräte hat beschlossen, die letzte Lohnerhöhung, welche durch einen Schiedsspruch erlangt wurde, anzunehmen unter dem ausdrücklichen Hinweis, daß dies kein Abschluß der Lohnbewegung bedeutet, sondern nur eine vorübergehende Lösung des Kampfes ist. Aus diesem Grunde hat sich in der Arbeiterschaft eine große Empörung geltend gemacht, die mit dieser Zwischenlösung nicht einverstanden ist. Besonders wird diese Unzufriedenheit geltend gemacht von den Betriebsräten, deren Organisationen nicht der Arbeitsgemeinschaft angehören. Die Stellungnahme ist verständlich, da sie ja in keiner Beziehung den gerechten Forderungen der Bergarbeiter entspricht. Aber nachdem heut neue Tatsachen bekannt werden, wäre es ungerecht, wollte man für diese Taktik die Arbeitsgemeinschaft verantwortlich machen. Gewiß trägt sie aus der Vergangenheit eine Reihe von Fehlern, die sich erst jetzt geltend machen und zwar, daß man Streiks nicht durchgeführt hat, als die Aussichten zum Beispiel während des englischen Streiks gute waren, heute marschiert sie im Schlepptau der Arbeitgeber und muß sich zum größten Teil seiner Taktik unterwerfen. Als die Arbeitsgemeinschaft indessen ihren letzten Beschluß auf Annahme des Schiedsspruchs faßte, war bereits bekannt, daß die Arbeitgeber ihn ihrerseits nicht annehmen werden, weil er angeblich in keinem Verhältnis zur Wirtschaftslage steht. Diese Voraussetzungen sind eingetreten, der Arbeitsgeberverband im Bergbau hat den letzten Schiedsspruch abgelehnt, was gleichbedeutend mit der Ablehnung der Lohnerhöhung ist. Wie sich jetzt die Regierung verhalten wird, ist durchsichtig, sie wird mit den Arbeitgebern verhandeln, die eine Erhöhung der Kohlenpreise fordern und dadurch wird die Verbindlichkeitserklärung des Schiedsspruchs hinausgezogen und so die Arbeiter um ihre mäßige Lohnerhöhung gebracht. Immer, wenn die Arbeiter einige Prozente an Lohn erlangen, ist die Teuerung bereits über die Lohnerhöhung hinausgegangen, und die Regierung hat sich bisher als unfähig erwiesen, ihr Einhalt zu gebieten. Aber mit jeder Lohnerhöhung im Bergbau fordern die Bergmagnaten die Kohlenpreiserhöhung, so daß wir immer zu dem gleichen Ergebnis kommen, daß der Arbeiter nichts von dieser Lohnerhöhung profitiert. Auch jetzt wieder will man nur eine Lohnerhöhung beziehungsweise den Schiedsspruch anerkennen, wenn die Regierung eine Kohlenpreiserhöhung gewährt.

Die Ablehnung des Schiedsspruches hat aber noch eine andere Bedeutung. Die Unternehmer wollen die gegenwärtige Krise auf dem Kohlenmarkt ausnutzen und halten den Augenblick für gekommen, um auch mit den Gewerkschaften abzurechnen, sie wollen, wie in England, die Bergarbeiter zu einem Kampf zwingen. Alle Bestrebungen laufen darauf hinaus, die Erregung in die Arbeiterkreise so weit zu tragen, daß Teilstreiks entstehen, die man dann einfach abwürgt und die als Muster gelten sollen, wie man sich die Arbeiterschaft in Zukunft gefügig macht. Darum halten wir es für geboten, daß sich die Arbeiterschaft nicht provozieren läßt, sondern den Weisungen der Organisationen folgt. Man kennt die Zersplitterung innerhalb der Gewerkschaften und will sich diese zunutze ziehen. Darum ist es auch grundverkehrt, wenn die zersplitterten Organisationen jetzt den Kampf untereinander führen. Gerade in diesem Moment sollten die Gewerkschaften im Bergbau zusammenstehen ohne Rücksicht darauf, wie sie sich zur Arbeitsgemeinschaft verhalten. Denn die Frage, die jetzt aufgeworfen ist, lautet nicht Arbeitsgemeinschaft oder nicht, sondern: Wie bringen wir die Geschlossenheit der Organisationen gegenüber dem provokatorischen Verhalten der Arbeitgeber zustande? Das ist die Kernfrage, die sich als Fortsetzung des Lohnkampfes, trotz des Schiedsspruchs ergibt. Wir werden gewiß nicht verdächtigt, daß wir viel für die Arbeitsgemeinschaft übrig haben. Ihre Fehler sind hier wiederholt aufgezeigt worden und wir bedauern, daß die freien Gewerkschaften nicht schon früher einen Weg gefunden haben, um eine andere Organisation zustande zu bringen, die in anderer Form diese gewerkschaftliche Arbeitsgemeinschaft ersetzt. In dieser Stunde wäre es aber verfehlt, wollten wir unseren Kampf um die Bessergestaltung der Lebensbedingungen der Arbeiterschaft darauf konzentrieren, um die Arbeitsgemeinschaft als solche zu bekämpfen. Dieser Kampf um die Umgestaltung der Arbeitsgemeinschaft wird zu gegebener Zeit fortgesetzt, jetzt steht Höheres auf dem Spiel, das ist die Frage: Wie wehren wir den Kampf der Arbeitgeber gegen die Gewerkschaften und die Arbeiterschaft ab? Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Situation für die Arbeitgeber günstig liegt, daß sie demnächst wieder Feierschichten einlegen werden, den Schiedsspruch nicht erfüllen und so auf der ganzen Linie den Kampf gegen die Arbeiterschaft aufnehmen. Wieweit dies mit der Wirtschaftskrise zusammenhängt, wollen wir nicht untersuchen, sondern nur unterstreichen, daß sich leider die Regierung selbst als unfähig erwiesen hat, der Wirtschaft den Kurs zu geben, der ihr auch einen Einspruch gegenüber den Provokationen der Arbeitgeber ermöglicht. Leider muß man feststellen, daß sich die Regierung sehr oft den Wünschen der Arbeitgeber gefügig gezeigt hat, den Arbeitern gegenüber indessen immer Opfer auferlegt, weil dieses im Staatsinteresse ist. Und auch jetzt werden die Arbeitgeber ihr Ziel erreichen, die Regierung wird ihnen höhere Kohlenpreise zugestehen. Das Verbrechen in der neuen Kohlenpreiserhöhung ist aber darin zu suchen, daß diese Preissteigerung von den Konsumenten im Inlande gezahlt werden muß, weil eben der Kohlenexport heute noch Zuschüsse erfordert. Vielleicht würde man sogar in gewissen Ministerien nicht ungern sehen, wenn die Auseinandersetzungen zwischen Arbeitern und Bergherren schon jetzt erfolgen würden, die einmal kommen müssen.

Wir haben hier dem Streik als Kampf um berechtigte Forderungen wiederholt das Wort geredet. Wir stehen auch heute zu dieser Taktik, allerdings darf es nicht dazu kommen, daß der Streik den Arbeitern aufgezwungen wird, sondern die Gewerkschaften müssen einen solchen Streik vorbereiten und dann auch durchführen. Die Absichten der Unternehmer im Bergbau aber gehen dahin, aus der Zersplitterung der Gewerkschaften Vorteile zu ziehen. Die Arbeiter sollen provoziert werden, daß sie sich zu einem Teilstreik hinreißen lassen und wenn dann die Gewerkschaften eine Stützungsaktion unternehmen oder gar intervenieren, dann will man zu der so beliebten Taktik der Aussperrung greifen, deren Zeugen wir ja bei anderen Streiks in Polen, wie in der Textilindustrie, waren. Und der Kampf, den der Zentralverband der Bergarbeiter gegen die Arbeitsgemeinschaft führt, kommt gerade jetzt den Arbeitgebern zugute. Wir sind davon überzeugt, daß es zu einem Großkampf im Bergbau kommen wird. Aber man soll nicht dazu beitragen, daß dieser Kampf unorganisiert vor sich geht, sondern daß er sich unter Leitung der Gewerkschaften vollzieht. Freilich ganz von der Schuld, daß es so gekommen ist, daß die Arbeitgeber diktieren, ist die Arbeitsgemeinschaft nicht. Sie hat wenigstens oft polnischerseits mehr Patriotismus als Arbeiterfreundlichkeit bewiesen, jetzt haben die Bergarbeiter diese Zeche zu bezahlen. Aber in dieser Stunde, wo der Kampf vor der Entscheidung steht, wäre es verfehlt, sich gegenseitig Fehler vorzurechnen. An der Arbeiterschaft selbst liegt es nun, ruhiges Blut zu bewahren und die Weisungen der Organisationen zu befolgen. Darüber hinaus aber muß für den Kampf gerüstet werden, daß er auch mit Erfolg durchgeführt wird. Der letzte Mann gehört in die Organisation, wenn die Provokationen der Bergmagnaten behoben werden sollen. Denn jetzt heißt es nicht mehr: Organisiert Euch, sondern: Rüstet zum Kampf. Was ein Streik in Oberschlesien bedeutet, wissen wir und darum ist es doppelte Pflicht, ohne Rücksicht auf gewisse Ueberradikale, gewerkschaftliche Disziplin zu wahren. —ll.

## Die Welt in zwei Lagern

Auf dem Gebiete der Stahlerzeugung wird es bald nur noch zwei große Lager geben: der amerikanische Ueber-Stahltrust und die kontinental-europäische Schwerindustrie, die der große Hetzer zum Kriege und zugleich sein größter Nutznießer war, wobei bekanntlich das Streben nach Gewinn so einzig ausschlaggebend war, daß die Großkapitalisten einzelner Länder direkt aus den Granaten Gewinne zogen, mit denen ihre eigenen Landsleute vom Feinde beschossen wurden. Sentimentalität ist nicht dieser Herren Sache, und deshalb findet man sich nun mit Leichtigkeit mit den ehemaligen „Erbfeinden“ zusammen, weil es der Welt-Konkurrenzkampf geraten erscheinen läßt. Europa wird dabei auf einem Teilgebiete seines Wirtschaftslebens zu einer Einheit, die, wenn sie nicht unter die Kontrolle der breitesten Oeffentlichkeit kommt, in den Händen des Großkapitals in gleicherweise zum Spielball seiner Geschäftsinteressen wird, wie es die Uneinigkeit Europas im letzten Kriege war.



Entwurf für das projektierte Max Reinhardt-Theater in Neuyork, von dem bekannten Neuyorker Architekten Joseph Urban. Die Fassade des Theaters soll aus schwarzem Glas sein, das als Untergrund für einen riesenhaften Lichtreklame-Rahmen und für die Metall-Feuerleitern dienen wird.

Im Nachstehenden möchten wir zeigen, wie weit dieses Spiel bereits gediehen ist. Wir werden uns dabei auf Ausführungen stützen, die von speziellem Interesse sind, weil sie, im Gegensatz zu den meisten Artikeln über dieses Thema, einmal nicht von Europa, sondern von Amerika aus gesehen sind und zugleich die Dinge vom Standpunkt der Arbeiterbewegung aus beleuchten: Die amerikanische Arbeiterschaft ist sich darüber klar, daß die von den beiden großen amerikanischen Stahlkonzernen, der „United States Steel Company“ und der „Bethlehem Steel Company“ beabsichtigte Gründung eines Stahl-Exportkartells den Zweck hat, die kontinental-europäische Schwerindustrie auf allen Märkten der Welt, insbesondere aber dem latein-amerikanischen Markte und auf dem *europäischen Kontinent selbst* zu bekämpfen.

Da die amerikanische Schwerindustrie über großen politischen Einfluß im Kongreß wie in der Presse verfügt, steht natürlich als erster Punkt auf dem Programm der Gründer des besagten Trusts die Monopolisierung des heimischen Marktes durch erhöhte Schutzzölle. Daß sie das papierne Hindernis des Anti-Trustgesetzes dabei nicht im geringsten hindert, versteht sich von selbst. Die geplante vollständige Vertrustung der amerikanischen Schwerindustrie wird ja nicht umsonst als „Export“-Kartell maskiert, und Exportkartelle gelten als das Gebot der Stunde. So haben sich beispielsweise die beiden großen politischen Parteien programmatisch auf die Kartellierung des landwirtschaftlichen Exports festgelegt. Angesichts des Zusammenschlusses der europäischen Schwerindustrie wird eine ähnliche Kombination in der Stahlerzeugung wohl direkt als „patriotisch“ betrachtet werden.

Welche Konsequenzen diese Entwicklung in Amerika selber haben kann, umschreibt das „Philadelphia Tageblatt“ wie folgt: „Mit der hundertprozentigen Vertrustung unserer Schwerindustrie würde ohne Zweifel die Gefahr der totalen plutokratischen Entartung der amerikanischen Demokratie, der Ersetzung der kümmerlichen Reste unserer Volksregierung durch die nackte Herrschaft des großen Finanz- und Industriekapitals in allerbedrohlichste Nähe gerückt. Mit Sicherheit wäre aber auch zu erwarten, daß das amerikanische Stahl-Exportkartell nicht faul sein dürfte und den Kampf auf dem Weltmarkt vor allem mit der Herunterdrückung der Produktionskosten aufnehmen würde, die bisher bei den europäischen Konkurrenzunternehmen immer noch niedriger lagen als in Amerika. Den Konkurrenzkampf auf dem frongebeugten Rücken der unorganisierten, fremdnationalen Stahlheloten zu führen, wird ja den Stahlmagnaten nach einer so gewaltigen Stärkung ihrer wirtschaftlichen und politischen Stellung nicht schwer fallen. Man erinnert sich übrigens, mit welch vollendeter Apathie die öffentliche Meinung Amerikas der Niederknüppelung des großen Stahlarbeiterstreiks im ersten Nachkriegsjahre zugesehen hat. Seitdem ist so gut wie nichts geschehen, um die wiederholt gefaßten Beschlüsse des amerikanischen Gewerkschaftsbundes betr. die Organisierung der Arbeiter in der Schwerindustrie in die Tat umzusetzen. Es wird sich nun fragen, ob die nächste Zukunft die Stabilisierung der Herrschaft des Industriefeudalismus im Reiche des Stahltrustes, oder was sehnlichst zu wünschen wäre, eine Aufrüttelung der Arbeiterschaft und der öffentlichen Meinung zeitigen wird.“

Schon jetzt zweifelt man in den Kreisen der amerikanischen Arbeiterschaft nicht daran, daß die weltpolitische Bedeutung des neuen kapitalistischen Zusammenschlusses vor allem auch in der Rückwirkung auf die alte Welt liegt. Die für den Expansionskampf außerhalb Amerikas zusammengeschlossene amerikanische Schwerindustrie wird auf dem Weltmarkt so energisch auftreten wie zu Hause. Diese Macht wird umso größer sein, als hinter ihr sozusagen unbegrenzte Kapitalien stehen werden. Ihr müßten, so glaubt man in Amerika, die Schwerindustrien Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Luxemburgs in berechenbarer Zeit erliegen, wären sie nicht bereits in der internationalen Rohstahlgemeinschaft vereinigt. Dennoch kann diese Interessengemeinschaft mit der amerik. Kombination nicht verglichen werden und ohne einen weiteren Ausbau und die planmäßige Aufteilung ihres Marktes wird sie wahrscheinlich gegen die amerikanische Konkurrenz nicht aufkommen können. Dieser vollständigen Ausschaltung der Konkurrenz, dieser Zusammenlegung des europäischen Kapitals, stehen aber, wie man in Amerika ganz richtig sieht, die politischen Differenzen zwischen den europäischen Ländern entgegen. Die auf demokratischer Grundlage herbeizuführende wirtschaftliche und politische Einigung Europas, die das Ziel der international organisierten Arbeiterschaft ist und bei der die kapitalistisch-wirtschaftliche Zusammenschlußbewegung als Stufe in der Entwicklung in Betracht kommt, ist dem Kapitalismus wesensfremd. Denn seiner Ideologie gemäß sieht er eben doch letzten Endes in nationalen Gegensätzen sein Heil, so daß er, da die wirtschaftlichen Notwendigkeiten über seine Ideologie hinauswachsen, eigentlich mit der rechten, d. h. wirtschaftlichen Hand tun will, was seine linke, politische Hand nicht wissen darf.

In diesem Zwiespalt sieht auch der amerikanische Betrachter den springenden Punkt und er schätzt diesen Faktor wie folgt ein: „Gerade hier beginnt nun das weltpolitische Interesse der amerikanischen Kartellgründung. Schon früher hat es in Europa schwerindustrielle Pazifisten gegeben, so den inzwischen verstorbenen Präsidenten der europäischen Rohstahlgemeinschaft, Dr. Mayritsch, der mit einer Ueberzeugungskraft, die zwar nicht dem Herzen, sondern dem Kassenschrank entsprang, dafür eintrat, daß das schwerindustrielle Unternehmertum von Deutschland, Frankreich und Belgien seinen ganzen Einfluß für den restlosen politischen Zusammenschluß dieser Länder einsetzen sollte. Es ist jedoch sicher, daß der Großkapitalismus des stahlproduzierenden alten Kontinents und ebenso die beteiligten Regierungen bald der harten Tatsache Rechnung tragen werden, daß die europäische Schwerindustrie keine Aussicht mehr haben wird, sich gegenüber Amerika durchzusetzen oder auch nur zu behaupten, wenn nicht in naher Zukunft die politischen Konsequenzen aus dem deutsch-französischen Eisenpakt gezogen werden. Hat man doch vor einiger Zeit bereits erlebt, daß der bekannte deutsche Großindustrielle Arnold Rechberg allen Ernstes sogar für ein straffes militärisches Bündnis mit Frankreich plädierte!

Nichts wahrscheinlicher, als daß der Zwang, den das amerikanische Expansionskartell auf die schwerindustriellen Interessen Deutschlands, Frankreichs usw. ausüben wird, der Verständigung der europäischen Völker wirksamer zu Hilfe kommt als die schönsten pazifistischen Predigten, Briand-Stresemann-Frühstücke und Kriegsverfehmungs-Verträge“.

Demgegenüber muß gesagt werden, daß es eben nicht nur auf die Verständigung an sich, sondern hauptsächlich auf ihre Art und ihren Inhalt ankommt. Diese der Not, nicht dem eigenen Triebe entspringende wirtschaftliche Annäherung in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung wird die Kriegsgefahr nicht mildern, sondern ihr nur andere Formen und vielleicht ein größeres Ausmaß geben. Imperialistische Kriege sind in ihrem Gefolge wahrscheinlicher als je und ebenso wenig ausgeschlossen wie bei Kellogg- und anderen Pakten.

### Streikbewegung in Bulgarien

Die Ausbeutung der bulgarischen Arbeiterschaft durch das Unternehmertum findet in den sich immer mehr häufenden Streiks ihren deutlichsten Ausdruck. Die Behörden ergreifen, anstatt zu vermitteln, in jedem Fall die Partei der Arbeitgeber. Wie sie es machen, zeigt sich überaus drastisch in einer Meldung des sozialistischen „Narod“ (Volk aus der Stadt Gabrowo). Dort trat die Belegschaft einer Schuhfabrik in den Streik. Sie hatte 10 bis 15 Prozent Lohnerhöhungen gefordert. Das war für die Behörden Grund genug, sie zur Bezirksverwaltung zu rufen und dort gehörig „zusammenzustauchen“. Wer nicht im Besitz seiner Legitimation war, erhielt eine Geldstrafe von 2000 Lewa. Das ist etwa der Monatslohn eines Schuharbeiters.

In Bulgarien ist das Koalitions- und Streikrecht gesetzlich verankert. Aber weder die Regierung noch ihre Organe kehren sich daran. Koalitions- und Streikrecht stehen nur auf dem Papier. Das ist um so bedauerlicher, als infolge der soeben erfolgten Heraufsetzung der Einfuhrzölle um 30 Prozent das wirtschaftliche und soziale Elend der armen Bevölkerung noch gesteigert wurde und damit der Streikbewegung ein neuer Antrieb gegeben worden ist.

## Sarrasani verlängert sein Gastspiel in Beuthen

Wie uns soeben mitgeteilt wird, hat die Direktion der Sarrasani-Schau dem tausendfach geäußerten Wunsche nach Verlängerung des Beuthener Gastspieles nachgegeben. Sarrasani wird also bis Mittwoch, den 12. d. Mts. auf dem Moltkeplatz in Beuthen seine mit beispiellosem Jubel aufgenommenen Vorstellungen fortsetzen. Er will damit vor allem den Bewohnern der Umgegend Gelegenheit geben, seine „Schönste Schau zweier Welten" zu besuchen, die noch nie in unserer Gegend war und auch in den nächsten Jahren dringender Auslandsverpflichtungen wegen nicht wiederkommen kann. Viele Zirkusfreunde im polnischen Gebiet hatten bisher noch keine Zeit, sich die zum Sarrasani-Besuch nötigen Grenzpapiere zu besorgen; jetzt bietet die Verlängerung des Sarrasani-Gastspieles nochmals Gelegenheit dazu. Unwiderruflich schließt Sarrasani in Beuthen am Mittwoch, den 12. d. Mts. mit zwei Vorstellungen: 3 Uhr Kinder, halbe Preise von 2 Mark aufwärts, und 7,30 Uhr. Eine Verlängerung über den 12. hinaus ist ganz unmöglich, da Sarrasanis Premiere in Breslau genau auf den Tag festgesetzt ist und nicht mehr verschoben werden kann. Darum nütze jeder die letzten Sarrasani-Tage in Beuthen. Karten aller Preislagen sind noch zu haben, aber man muß sich rechtzeitig Karten sichern!




**Kattowitz — Welle 422.**

**Sonntag, 9. September.** 11.00 und 16.00: Uebertragung vom Eucharisten-Kongreß zu Czenstochau. 18.50: Vortrag. 19.15: Verschiedenes. 19.45: Vortrag. 20.15: Uebertragung von Warschau 22,00: Zeitzeichen, Wetter- und Pressedienst, Sportnachrichten. 22.30: Tanzmusik.

**Montag, 10. September.** 16.40: Wirtschaftsbericht. 17.00: Kinderstunde. 17.25: Der schlesische Gärtner. 18.00: Tanzmusik. 19.00: Verschiedenes. 19.20: Bekanntmachungen. 19.30: Der heutige Stand der polnischen Landwirtschaft. 19.55: Landwirtschaftsbericht. 20.15: Uebertragung von Warschau. 22.00: Zeitzeichen. Wetter- und Pressedienst.

**Krakau — Welle 422.**

**Sonntag 9. September.** 10.15: Uebertragung von Posen. 12,00: Fanfare vom Turm der Marienkirche, Wetterdienst, Zeitzeichen. 13.30: Konzert-Uebertragung aus dem Restaurant „Pavillon". 16.00: Tuberkulose der Haustiere. 16.20: Vorbereitung des Getreides für die Aussaat. 16,40: Landwirtschaftschronik. 17.00: Uebertragung von Warschau. 18.30: Verschiedenes. 18.50: Stunde der literarischen Gruppe „Hejnal". 20.00: Fanfare vom Turm der Marienkirche, Sportnachrichten. 20.30: Abendkonzert des Vokalsextetts.

**Montag. 10. September.** 12.00: Schallplattenkonzert. 13.00. Fanfare vom Turm der Marienkirche, Zeitzeichen, Wetterdienst. 15.00: Wetter- und Wirtschaftsdienst. 17.00: Uebertragung von Warschau. 17.25: Charakteristik des französischen Parlamentarismus. 18.00. Uebertragung von Warschau. 19.00: Verschiedenes. 19.30: Französischer Unterricht. 19.55: Landwirtschaftsbericht. 20.05: Bekanntmachungen. 20.15: Uebertragung von Warschau.

**Posen — Welle 280,4.**

**Sonntag 9. September.** 10,15: Gottesdienst-Uebertragung aus der Kathedrale. 12.00: Zeitzeichen. 17.00: Uebertragung von Warschau. 18.50: Bericht von den Jugendorganisationen 19.15: Silva rerum. 19.45: Uebertragung von Warschau. 20.30: Leichte Musik. 22.00 Zeitzeichen, Wetterdienst, Sportnachrichten. 22.20: Verschiedenes 22,40—24,00: Tanzmusik-Uebertragung aus dem Palais Royal.

**Montag, 10. September.** 13.00: Zeitzeichen, Schallplattenkonzert. 14.00: Börsen-, Handels- und Landwirtschaftskurse. 14.15: Bekanntmachungen der polnischen Telegraphenagentur. 18.00: Militärorchesterkonzert. 19.00: Silva rerum. 19.35: Vortrag. 20.00: Wirtschaftsbericht. 20.30: Uebertragung von Warschau. 22.00 Zeitzeichen, Wetterdienst, Bekanntmachungen der poln. Telegraphenagentur. 22.20—22,40: Verschiedenes.

**Warschau — Welle 1111,1.**

**Sonntag 9. September.** 10.15: Uebertragung von Posen 12.00—12.10: Zeitzeichen, Uebertragung der Fanfare von Krakau, Luftschiffs- und Wetterbericht. 15.55: Wetterbericht. 16.00: Landwirtschaftsvorträge. 17.00 Populäres Konzert. 18.30: Verschiedenes. 18.50: Die Berufung der amerikanischen Nation. 19.45: Ein englischer Ausflug nach Polen. Anschließend: Bericht der Gesellschaft für Pferdezucht. 20.15: Konzert des Philharmonischen Orchesters. 22.00: Zeitzeichen, Luftschiffahrts- und Wetterbericht. 22.05: Bekanntmachungen der polnischen Telegraphenagentur. 22.20: Bekanntmachungen der Polizei, Sportnachrichten. 22.30 bis 23.30: Tanzmusik-Uebertragung aus dem Restaurant „Oaza".

**Montag, 10. September.** 12.00: Schallplattenkonzert. 13.00: Zeitzeichen, Uebertragung der Fanfare von Krakau, Luftschiffahrts- und Wetterdienst. 15.00: Wetter- und Landwirtschaftsbericht. 16.30: Wochen-Verkehrsschau. 17,00: Kinderstunde. 17.25. Polens Volkshochschulen. 18.00 Tanzmusik. 19.00: Verschiedenes. 19.30: Französischer Unterricht. 19.55: Landwirtschaftsbericht, Mitteilungen von der Gesellschaft für Pferdezucht. 20.05: Ein Augenblick für die Luftschiffahrt. 20.15: Populäres Konzert. 22.00: Zeitzeichen, Luftschiffahrts- und Wetterbericht. 22.05: Bekanntmachungen der polnischen Telegraphenagentur. 22.20 bis 22.30: Bekanntmachungen der Polizei, Sportnachrichten.

**Gleiwitz Welle 329,7. — Breslau Welle 322,6.**

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

**Sonntag, 9. September.** 8.45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 11,00: Katholische Morgenfeier. 12.00: Konzert an zwei Flügeln. 13.06 Mittagsberichte. 14.00: Rätselfunk. 14.10: „Mitteleuropäische Verkehrsfragen". 14.35: Schachfunk. 15.00: Kindernachmittag. 16.00: Unterhaltungskonzert. 17.00. „Die Speiseeigenschaften unserer Kartoffelsorten." 17,45: Konzert. 18.30: Leo Tolstoi. 22.00: Wetter-, Presse- und Sportdienst, Funkwerbung. 22.30: Russische Musik.

**Montag, 10 September.** 16.30: Unterhaltungskonzert. In der Pause: Landwirtschaftliche Preise. 18.00: Elternstunde. 18.30: Die Entwicklung des modernen Theaters. 18.55: Die Uebersicht. Berichte über Kunst und Literatur. 19.20: Wetterdienst. 19,30: Uebertragung aus dem Stadttheater: „Die Zauberflöte". Oper in zwei Akten von Mozart. Anschließend: Wetter-, Presse- und Sportdienst, Funkwerbung.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse", Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

# Versammlungskalender

## „Frauengruppe Arbeiterwohlfahrt"

**An die Ortsvereine der D. S. A. P. und die Ortsgruppen der Arbeiterwohlfahrt.**

**Genossinnen und Genossen! In Ausführung des Beschlusses der letzten Bezirkskonferenz berufen wir für**

**Mittwoch, den 12. September, nachm. 2.30 Uhr,**

**nach Königshütte, Volkshaus, Vereinszimmer, eine**

**Frauenkonferenz**

**mit folgender Tagesordnung ein:**

1. Eröffnung und Feststellung der Teilnehmer.
2. Bericht über die Lage und Entwicklung der Arbeiterwohlfahrt. Referentin: Genossin Kowoll.
3. Unsere Aufgaben für die Zukunft. Referent: Genosse Kowoll.
4. Diskussion zu beiden Punkten.
5. Anträge und Verschiedenes.

**Die Delegationsform ist durch Rundschreiben festgesetzt, was wir zu beachten bitten.**

**Für die Arbeiterwohlfahrt.**
J. A.: A. Kowoll. G. Kuzella.
**Für den Bezirk der D. S. A. P.**
J. A.: Kowoll. Matzke.

**Achtung! Arbeitersänger Königshütte und Bismarckhütte!**
Sonntag, den 9. September, gemeinsame Probe, nicht wie ursprünglich beabsichtigt, um 4 Uhr, sondern **um 6 Uhr nachm.** bei Paschek, Königshütte, Tempelstraße.

**Kattowitz.** Die Vorstandssitzung der D. S. A. P., sowie der Arbeiterwohlfahrt findet am Montag, den 10. September, abends 7½ Uhr, im Parteibüro statt. Vollzähliges Erscheinen dringend erwünscht.

**Kattowitz.** Freidenker. Am Sonntag, den 9. September, findet im Saale des Zentralhotels um 3 Uhr die fällige Mitgliederversammlung statt.

**Kattowitz.** Arbeiter-Schachverein. Genannter Verein gibt hiermit seinen Mitgliedern bekannt, daß am Sonntag, den 9. 9. 1928, vormittags 10 Uhr ein Freundschaftswettspiel gegen Peter-Paul ausgetragen wird. Interessenten wollen sich um 9 Uhr vormittags im Zentralhotel einfinden. Außerdem den Mitgliedern zur Kenntnis, daß die Auslosung zum Vereinsturnier am Sonntag, den 16. September 1928, nachmittags 2 Uhr, im Vereinslokal stattfindet. Anmeldungen zu diesem Turnier nimmt der Turnierleiter Schachfreund Dzurei an jedem Spielabend, d. i. Montag und Donnerstag, entgegen.

**Siemianowitz.** Freie Sänger. Zu unserem Sommervergnügen am Sonnabend, den 8. d. Mts., im Lokal des H. Generlich werden alle aktiven und inaktiven Mitglieder, sowie auch die Mitglieder der Freien Gewerkschaften und Partei herzlichst eingeladen.

**Gieschewald-Nickischschacht-Janow.** Am Sonntag, den 9. September, vorm. 10 Uhr, findet im Gasthause Gieschewald, eine gemeinschaftliche wichtige Mitgliederversammlung des Bergarbeiterverbandes statt. Ref. zur Stelle.

**Janow.** Freidenker. Am Sonntag, den 9. September, vorm. 10 Uhr, beim Herrn Kotyrba in Janow Mitgliederversammlung.

**Nikolai.** Die Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und der „Arbeiterwohlfahrt" findet Sonntag, den 9. September, nachmittags 3 Uhr, im bekannten Lokal statt. Referent Sejmabgeordneter Genosse Kowoll.

**Ober-Lazisk.** D. S. A. P. und freie Gewerkschaften veranstalten am Sonntag, den 9. September, 9½ Uhr vormittags, im Muchaschen Lokal eine Mitgliederversammlung. Referent Sejmabgeordneter Genosse Kowoll.